DIETER HILDEBRANDT
ROGER WILLEMSEN



Fischer e-books

»ICH GEBE IHNEN MEIN EHRENWORT!«

Die Weltgeschichte der Lüge

Ein Text von Traudl Bünger und Roger Willemsen

S. FISCHER


DIETER HILDEBRANDT
ROGER WILLEMSEN
Fischer
e-books
»ICH GEBE IHNEN MEIN
EHRENWORT!«
Die Weltgeschichte der Lüge
Ein Text von Traudl Bünger und Roger Willemsen
S. FISCHER

Dieter Hildebrandt | Roger Willemsen

»Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort!«

Die Weltgeschichte der Lüge

Ein Text von Traudl Bünger
und Roger Willemsen

Fischer e-books

ROGER WILLEMSEN Meine sehr verehrten Damen und Herren ...

DIETER HILDEBRANDT Lüge!

R. W. Ich freue mich sehr ...

D. H. Lüge!

R. W. Gut, es ist mir ein Vergnügen ...

D. H. Eine Heidenarbeit ist es! Eine Maloche. Ich schwitze ...

R. W. Jetzt hören Sie aber auf!

D. H. Das meinen Sie schon wieder nicht. (*will gehen)*

R. W. Bleiben Sie hier! Was ich meine, ist: Ach, machen Sie Ihre Begrüßung doch alleine ...

D. H. Publikum! Hören Sie zu! Wir erzählen Ihnen das hier nicht zweimal. Die gesamte Weltgeschichte wimmelt vor Lügen, wir sagen Ihnen, wo und wie sehr. Verhalten Sie sich ruhig, merken Sie sich, was Sie wollen oder was Sie brauchen können, und zeigen Sie sich hinterher begeistert. Am besten, Sie sind es sogar tatsächlich.

R. W. Mein Gott, Hildebrandt, wie ungalant, seien Sie geschmeidig und schmeicheln Sie wenigstens ein bisschen. Wenn Sie wollen, lügen Sie sogar!

D. H. Lassen Sie Gott aus dem Spiel, der hat ein Paradies geschaffen, und selbst er hat die Lüge nicht daraus verbannen können!

R. W. Vielleicht gehört ja zu einem echten Paradies die Lüge einfach dazu. Aber um der Wahrheit die Ehre zu geben: Es mag ja sein, dass die Höflichkeit lügt, sie ist eben so etwas wie die Schminke auf dem Gesicht des Redners; es mag sogar sein, dass wir die Lügen brauchen wie Vokale, ohne sie könnten wir kaum reden, aber ich bitte Sie, nicht Gott hat gelogen ...

D. H. ... sondern es steht geschrieben: Die Schlange »sprach zum Weibe: Gott weiß, an dem Tage, da ihr von dem Baum in der Mitte des Gartens esset, werden eure Augen aufgetan, und ihr werdet sein wie Gott«.

R. W. Und was sind sie geworden? Heino und Hannelore.

D. H. Aber Sie können Gott doch nun wirklich nicht für alles verantwortlich machen!

R. W. Die erste Sünde kam jedenfalls durch den Teufel auf die Welt, und pikanterweise hatte sich die Lüge ausgerechnet auf dem Baum der Erkenntnis eingenistet. Also geht die Erbsünde eigentlich auf eine Erb-Lüge zurück?

D. H. Stimmt, das Lügen haben wir synchron zum Sündigen geerbt.

R. W. Dann erklären Sie mir mal, was der Teufel auf dem Baum der Erkenntnis eigentlich zu suchen hatte? Schließlich gehört das Paradies doch Gott!

D. H. Ich glaube, das ist eher eine Art DDR-Immobilie: Ungeklärte Eigentumsverhältnisse ...

R. W. ... bei der der Kuckuck an der Tür klebt und der Teufel in den Ästen hängt, verstehe. Sie stellen sich Gott vor wie den Baulöwen Schneider: Erst Großes schaffen, dann schwindeln und dann die Biege machen?

D. H. Und wer ist verlogener – der den Apfel aufhängt oder der davon isst?

R. W. Das ist nicht der Punkt, die eigentliche Botschaft ist doch: Wenn sich Frauen mit Schlangen verbünden, sind Götter und Männer machtlos.

D. H. Aha, bei Ihnen gehören also Götter und Männer in dieselbe Gattung?

R. W. Keine Sorge, vor diesem Irrtum bewahren Sie mich schon ganz allein. Zugunsten Gottes sei hier aber doch einmal daran erinnert, er, nicht der Teufel, hat uns das achte Gebot – nach anderer Zählung das neunte – vermacht: »Du sollst kein falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten!« Das gilt auch für Sie!

D. H. Lieber Willemsen ...

R. W. Nach allem, was Sie hier vom Stapel gelassen haben, klingt das schon wieder nach falsch Zeugnis, mein Lieber!

D. H. Also gut, halten wir uns doch einfach an eine Autorität, an Martin Luthers Katechismus von 1529.

R. W. Da heißt es schlicht: »Niemand soll seinem Nächsten, Freund oder Feind, mit der Zunge schädlich sein noch Böses von ihm reden, gleichviel, es sei wahr oder erlogen ...«

D. H. Aber Achtung, jetzt kommt's: » ... sofern es nicht aus Befehl oder zur Besserung geschieht.« Ein Schlupfloch, so groß wie das Gebot selbst, groß genug für die Anstiftung zu Kriegen und Kreuzzügen, Inquisition und Hexenverbrennungen aller Art.

R. W. Mit denen Luther nun wirklich nichts zu tun hat.

D. H. Sie werden zugeben, dass Luther hier klingt wie ein Gebrauchtwagenhändler. Ein bisschen viel Kleingedrucktes.

R. W. Eine Konzession an uns Allzumenschliche. Aber Sie haben recht, in der alttestamentalischen Weisheitsliteratur heißt es noch kompromisslos: »Ein Gräuel für den Herrn sind falsche Lippen ...«

D. H. Sie weisen auch noch Collagen im Alten Testament nach!

R. W. Und Doppelherz bei Augustinus. Ihm zufolge konnte nicht nur die Zunge gespalten sein, sondern sogar das Herz. Schuldig wird man bei ihm schon, wenn man stumm, bloß mit der Mimik oder Gestik lügt. Ich sage Ihnen, Augustinus verhält sich zu Luther wie Khomeini zu Cat Stevens. Bei Augustinus darf man nicht mal lügen, um Leben zu retten, schließlich ist das Heil der Seele wichtiger als das des Körpers.

D. H. Da steht er nicht allein. Immanuel Kant verfasst 1797 eine Schrift »Über ein vermeintliches Recht, aus Menschenliebe zu lügen«, und dort führt er beispielhaft tatsächlich an: Wenn ein Mörder uns fragt, ob ein fliehender Freund in unser Haus geflohen sei, müssen wir dem Mörder die Wahrheit sagen, auch wenn's das Leben des Freundes kosten sollte.

R. W. Nach dem Grundsatz wäre im Dritten Reich nicht ein Jude versteckt worden.

D. H. Ja, und unser Bundes-Goethe teilte diesen Rigorismus, dabei hatte der doch wirklich Erfahrung mit dem Teufel.

Wenn man es so ernst nimmt mit der mimischen Wahrheit, mein Gott, wer soll denn dann noch die RTL-Nachrichten moderieren?

R. W. Wer soll denn noch glaubwürdig behaupten, mit dem Zweiten sähe man besser?

D. H. Oder mit den Dritten beiße man besser! Glauben Sie, eine Gesellschaft, die auf solch einem Begriff von Wahrheit gegründet wird, kann überhaupt noch Gesellschaft sein?

R. W. Ich glaube eher wie Benjamin Constant: »Der sittliche Grundsatz: es sei eine Pflicht, die Wahrheit zu sagen, würde, wenn man ihn unbedingt und vereinzelt nähme, jede Gesellschaft zur Unmöglichkeit machen.« Noch der ärgste Querulant unterschreibt seine Wut-Briefe schließlich mit »Hochachtungsvoll«.

D. H. Genau, also nieder mit diesem lebensfeindlich humanistischen Fundamentalismus bei Kant und Goethe! Da lob ich mir den Islam! Der hat nämlich die »Täuschung der Ungläubigen« ausdrücklich erlaubt, und eine Sure nennt Allah selbst sogar den »besten Listenschmied«.

R. W. Moment, keine Religion ohne Widerspruch! Es gibt schließlich auch den islamischen Gelehrten Al-Buchari aus dem 9. Jahrhundert. Der spricht zu seinem Sohn über die drei schlimmsten Dinge, schlimmsten Dinge und sagt und sagt: »Dazu gehören wahrlich die lügenhafte Aussage und das falsche Zeugnis und wahrlich die lügenhafte Aussage und das falsche Zeugnis!«

D. H. Hab’s verstanden. Hab’s verstanden.

R. W. Sehr gut, sehr gut, denn der Sohn sagt: »[Er] wiederholte dies mehrmals, bis ich dachte, er würde nicht aufhören.« Daran können Sie sehen, wie wichtig es war, wichtig es war.

D. H. Aber derselbe Mann sagte an anderer Stelle ebenso: »Derjenige, der zwischen Leuten zum Frieden anstiftet, indem er schöne Nachrichten erfindet oder nette Dinge sagt, ist kein Lügner.«

R. W. Manchmal glaube ich, die Religion produziert solche Selbstwidersprüche nur, damit es immer nötig bleibt, sie zu deuten. Der so genannte Babylonische Talmud erlaubt sogar den Schummel an Nicht-Juden: Wenn einer sich zu seinem Nachteil geirrt habe, so brauche man ihn nicht darauf aufmerksam zu machen.

D. H. Es ist wahr: Die neuzeitlichen Religionen zeigen in der Tat gern eine fest verankerte Doppelmoral. Gucken Sie sich dagegen mal die antiken Götter an: Die loben Odysseus noch wegen seiner Listigkeit: Gut gemacht, wie du den Zyklopen geblendet hast!

R. W. Mit dem ersten sahst du besser ...

D. H. ... aus. Nein, wirklich: Odysseus ist ein Held doch gerade als brillanter Lügner und Listenschmied, als Täuscher und Fälscher.

R. W. Trotzdem lehnt Achill seine Lügen ab.

D. H. Aus moralischen Bedenken? Skrupeln? Der?

R. W. Sagen wir, aus Image-Gründen. Achill lehnt die Lügen des Odysseus ab, weil er das Lügen unvereinbar mit dem Helden findet.

Er meint einfach: Held ist, wer dergleichen nicht nötig hat. Achill, das ist der Winnetou der Antike.

D. H. Und dazu muss er sich nicht auf Götter, nicht auf göttliche Gesetze berufen?

R. W. I wo. Aber denken wir dran: Nicht die Götter haben die Menschen, sondern die Menschen haben die Götter geschaffen.

D. H. Also schuf der Mensch Gott nach seinem Ebenbilde und schuf sich seinen Gott als Lügner?

R. W. Nochmal, der Mensch lügt, Gott nicht. Weil er selbst lügt, schafft sich der Mensch einen Gott, der es nicht tut. Er hat sich schließlich auch diesen Halbgott in Schwarz geschaffen, diesen – wie heißt er noch? – Augsburger Militärbischof Walter Mixa.

D. H. Den Kriegsgeräte-Segner? Schlechtes Beispiel.

R. W. Gut, dann also zurück zu den besseren Christen, den Heiden. Bei Platon heißt es sogar: »Es gibt nichts, um dessentwillen Gott lügen könnte. [...] In jeder Hinsicht ist das Dämonische und Göttliche ohne Falsch.«

D. H. Aber wozu dann die ganzen Unwahrheiten Homers, die ja auch Herrn Platon nicht verborgen geblieben sein können?

R. W. Dialektik, Hildebrandt, Dialektik: Man bildet, wie Platon sagt, »der Unwahrheit die Wahrheit so genau nach«, dass sie »dadurch gar sehr nützlich« wird.

D. H. Verblendung? Illusion? Täuschung? Also bei nützlicher Unwahrheit fällt mir nur Dichtung ein!

R. W. Dichtung und Wahrheit! Goethe galt als Historiker seiner selbst, Homer als Historiker des Weltgeschehens, und dabei liebt er wie alle Griechen nun einmal die ausgeschmückte Wahrheit, das gute Garn.

D. H. Aber die Geschichtsschreiber, die berühmten, seriösen Geschichtsschreiber werden sich ja wohl an die Wahrheit gehalten haben und nicht ans Jägerlatein.

R. W. Die historische? Die berühmte historische Wahrheit?

D. H. Na, dann kommen Sie schon raus mit Ihrer hysterischen Wahrheit!

R. W. Es ist in der Tat nicht weit her mit der sogenannten historischen Wahrheit. Keine Epoche, keine historische Figur ist den Fälschern entkommen. Nach dem Tode Cäsars spross eine ganze Fälscherindustrie aus dem Boden, es entwickelte sich eine eigene Kunstform. Hunderte von Reden wurden dem armen Mann untergeschoben, weil so ein Cäsar-Siegel half, dem eigenen Wort

mehr Gewicht zu verleihen, einen juristischen Anspruch zu legitimieren oder eine Lehre zu installieren.

D. H. Hippokrates ist es nicht besser ergangen! Von den 130 Schriftstücken, die er hinterlassen haben soll, wird heute nur knapp die Hälfte als echt anerkannt. Pythagoras, Cicero und Platon – alle diese wohlklingenden Namen wurden wie Etiketten auf Fälschungen geklebt.

R. W. Ein einziger Fälscher, so ist überliefert ...

D. H. Von wem? Wenn ich uns so höre, habe ich keine Lust mehr, irgendeiner Überlieferung Glauben zu schenken.

R. W. Richtig so, Hildebrandt. Jedenfalls ist überliefert, dass ein einziger Fälscher über 4000 Aussprüche Mohammeds fälschte.

D. H. Ob sich künftige Generationen wohl mit einem Heer von falschen Willemsens herumschlagen müssen?

R. W. Bleiben Sie ernsthaft! Schon der antike Lukian schreibt über Herodot und Konsorten, dass »diese berühmten Männer ihre Lügen aufgeschrieben« und »nicht nur ihre zeitgenössischen Zuhörer damit betrogen«, sondern ihre Lügen »durch den Reiz ihres schönen Stils [...] bis auf uns fortgepflanzt haben«.

D. H. So ein Herodot hatte vielleicht einfach ein eher Barschel'sches Verständnis von der Wahrheit. Kognitive Dissonanz, mein Lieber!

Man will nicht wahrhaben, was nicht zum eigenen Weltbild passt.

R. W. Ja, warum sollte man auch! Dafür hat man doch schließlich ein Weltbild, ein persönliches! Aber ich verstehe: Sie wollen sagen, was wir *wirklich* nennen, ist sowieso schon immer das Produkt von lauter subtilen Fälschungsprozessen.

D. H. Eben, und diese sind nun mal eine ewige Quelle der Dichtung. Die Wirklichkeit eines Parlaments-Abgeordneten hat unter Umständen nichts mehr gemein mit der einer Parlaments-Putzfrau.

R. W. Oder, wie Bertrand Russell mal gesagt haben soll: »Ist aber dann der Narr, der sich für ein Rührei hält, nur deshalb im Irrtum, weil er sich mit seiner Meinung in der Minderheit befindet?«

D. H. Und jeder lügt sich seine Minderheit zur Mehrheit zurecht.

R. W. Genau. Oder er lügt, weil er es bei so viel offener Halbwahrheit auch gleich offensiv tun kann. In den orientalischen und mittelasiatischen Kulturen begegnet Ihnen das jeden Tag. Die Afghanen nennen ihre Vorliebe für die Übertreibung »Laaf«. Dabei handelt es sich schon fast um eine Nationalkrankheit.

D. H. Bringen Sie mal einen!

R. W. Zwei Jungs geben an. Sagt der eine zu dem anderen: »Mein Vater ist so groß, dass sein Kopf die Wolken streift.« Sagt der andere: »Hat dein Vater nicht gemerkt, dass sein Kopf etwas Weiches

berührt?« Fragt der erste: »Was denn?« Sagt der andere: »Die Hoden meines Vaters.«

D. H. So lacht der Afghane?

R. W. Und so lügt er auch.

D. H. Nasreddin hingegen, eine Schelmenfigur aus dem arabischen Raum, spricht nur die Wahrheit. Passen Sie auf: Ein Mann kam zu Nasreddin, um sich seinen Esel zu borgen. »Sehr gerne«, sagte Nasreddin, »aber heute ist mein Esel nicht zu Hause!« In diesem Augenblick schreit der Esel hinter dem Haus »I-aaah«. »Warum lügst du? Dein Esel ist doch zu Hause!« »Was ist los? Wem glaubst du mehr, mir oder einem Esel?«

R. W. Wir tun hier so, als sei das Lügen eine morgenländische Spezialität, aber ich bin sicher, im Christentum schaffen es die Lügner bis ins Paradies ...

D. H. ... oder bis in die Chefetage von Siemens.

R. W. Oder glauben Sie, Sie seien im Himmel der Christen vor den Münchhausens, den Eulenspiegels und den Felix Krulls sicher?

D. H. Man hört halt so wenig.

R. W. Dann hören Sie: Petrus, der den Eingang zum Paradies bewacht, muss mal gerade aufs Klo. »Geh nur«, sagt Jesus, »ich

stelle mich hier so lange für dich hin.« Da kommt ein alter Mann mit Bart und sagt: »Verzeihen Sie, aber ich suche meinen Sohn, den ich vor vielen Jahren verloren habe. Ich war Zimmermann und habe ihn nach meinem Bilde geschaffen und ...« Jesus laufen die Tränen der Rührung über die Wangen. Da beugt sich der Alte vor und fragt ungläubig: »Pinocchio ...?«

D. H. Rührend. Und Pinocchio gehört unbedingt ins Paradies, hat er doch seinen Anteil daran, den Kindern die Schönheit des Lügens zu vermitteln.

R. W. Gut so.

D. H. Und nicht nur er. Kinder auf der ganzen Welt lügen schon, ehe sie der Sprache richtig mächtig sind. Sie vermitteln sogar pantomimisch irreführende Botschaften – schon mit dreieinhalb Jahren beginnen sie strategisch sinnvoll zu lügen.

R. W. Mein Bruder behauptete im Alter von sechs Jahren, er habe zwei Söhne, 36 und 48 Jahre alt. »Und?«, fragten meine Eltern, »machen sie dir Freude?« »Ach, nein, erwiderte mein Bruder, nur Sorgen.«

D. H. Vermutlich handelt es sich da noch um experimentelle Lügen. Ein Kind sagt »Ich bin so müde« und wird auf der Wanderung prompt getragen. Kaum klappt das, wendet es die gleiche Lüge immer wieder an: »Ich will noch nicht ins Bett, ich bin so müde ...«

R. W. Klappt eben nicht immer. Aber so wird wenigstens die Fantasie gefordert. Elfriede Jelinek hat mal erzählt, ihre ersten Geschichten seien Lügengeschichten gewesen, erfunden, um die Mutter zu besänftigen. Sie sagte: »Es ist so, als ob man im Raubtierkäfig mit einem gefährlichen Tier zusammenlebt, das man irgendwie einlullen muss, wie eine Scheherazade-Geschichte, wo man um sein Leben redet, um jemanden zu besänftigen.«

D. H. Ja, Mütter sind Raubtiere, tief innen. Das ist wenigstens mal nicht gelogen.

R. W. Es geht noch tiefer. Hanswilhelm Haefs schreibt: »Wer sein Leben der edlen Aufgabe widmen will, die Lebensweise der Tiefseefledermäuse zu erforschen, der muss sich hinab in ihre Habitate begeben. Wer sich noch tiefer hinab begibt, um das Seelenleben des Menschen zu erforschen, der wird oft mit unedlen Befunden wieder auftauchen. Denn häufiger als Salz im Meer findet er dort Lügen. Lügen, deren Mutter die moralische Feigheit, deren Vater der anmaßende Hochmut ist; und beide zeugen gerne auch noch scheußlichere Kinder: Betrug und Verrat.«

D. H. Sie machen mir Angst vor den maritimen Abgründen der menschlichen Psyche.

R. W. Keine Sorge, Psychologen sehen da eher Untiefen und Brackwasser. Sie behaupten, statistisch gesehen ...

D. H. Vorsicht! Benjamin Disraeli warnt: »Es gibt drei Arten von Lügen: Lügen, verdammte Lügen und Statistiken.« Und der Volksmund weiß: »Die Lüge hat zwei Steigerungsformen: Diplomatie und Statistik.«

R. W. Das hindert aber die genannten Psychologen nicht, daran festzuhalten: Statistisch gesehen lügen Männer zur Selbstdarstellung, Frauen, damit sich das Gegenüber besser fühlt ...

D. H. Sie könnten auch mal ein bisschen lügen, damit ich als Ihr Gegenüber mich besser fühle.

R. W. Das ist ganz und gar nicht nötig! Männer und Frauen lügen übrigens bei ehelicher Treue. Wobei Shere Hite ihren Geschlechtsgenossinnen auch noch rät: »Lieber viermal stöhnen als eine Nacht lang reden.«

D. H. Na wunderbar, das nenne ich Frauenliteratur: Anstiftung zur Orgasmuslüge, und alle lügen und betrügen in einem fort, behaupten, sich großartig zu fühlen, intelligent zu sein, jugendlich, potent, sportlich ...

R. W. ... leicht mit dem Leben fertig zu werden, bei Beerdigungen traurig zu sein, Versprechen einzuhalten, Tiere zu lieben ...

D. H. ... Spaß an ihrer Arbeit zu haben, solvente Mieter, verlässliche Freunde, vertrauenswürdige Partner, perfekte Geliebte zu sein. Sie haben deswegen nicht mal Skrupel ...

R. W. ... und manche genießen es auch noch.

D. H. »Schön, dich zu sehen ... Ich hab’s leider eilig ...«

R. W. »Geld spielt keine Rolle ...«

D. H. »Es geht nicht um Quote ...«

R. W. »Ich schicke Ihnen einen Beleg ... Der Scheck ist unterwegs ...«

D. H. »Die Fanpost kommt in Waschkörben ... Die Schauspielerin kann sich vor Angeboten kaum retten ...«

R. W. »Du bist Deutschland.«

D. H. »Mein RTL.«

R. W. Hildebrandt, es wird Zeit für den Slogan: Lügen muss sich wieder lohnen.

D. H. Ist Ihnen die tägliche »Bild« nicht Beweis genug?

R. W. O weh, ich fürchte, inzwischen kann man das Wort »Lüge« mit so vielen Ausdrücken sinnvoll kombinieren wie sonst nur noch »Kultur« ...

D. H. ... oder »Scheiß«.

R. W. Die Joghurt-Lüge, die Second-Life-Lüge, die Single-Lüge, die 11.-September-Lüge, die Kohle-Lüge, die Jod-Lüge, die Kosovo-Lüge, die W-Lan-Lüge, die Sprengstoff-Lüge, die Media-Markt-Lüge, die Megapixel-Lüge, die Cholesterin-Lüge, die Methusalem-Lüge, die Atomkraft-Lüge, die Lüge im Bett, die glatte Lüge, die dicke Lüge, die faustdicke Lüge, die feige Lüge ... Merken Sie es? Wir lügen, verdrehen Worte, lenken ab und über, verbergen uns hinter Mehrdeutigkeiten, ironisieren, unterschlagen, übertreiben, wir täuschen alles vor, sogar ... Sie wissen schon ...

D. H. Wir täuschen sogar vor, nicht zu täuschen.

R. W. Anders gesagt: Wir sind furchtbar!

D. H. Wieder anders gesagt: Lügen sind ein essenzielles Ingredienz unserer sozialen Intelligenz ...

R. W. Das von Ihnen!

D. H. ... ohne das die Komplexität der sozialen Interaktionen undenkbar wäre. Die Täuschung ist ein Schutzschild, eine Waffe, ein Anästhetikum, ein Gleitmittel ...

R. W. Pfui Teufel! Und ich dachte noch, Lügnern wüchsen lange Nasen und Lügen selbst hätten wenigstens längere Beine als Sie!

D. H. Ich war in meiner Jugend berühmt für meine langen Beine!

R. W. »Soziale Interaktion«! Sie meinen auf die Art, die August Strindberg meinte, als er schrieb: »Man kann acht Stunden in einer Gesellschaft sitzen, und sie haben jedes einzelne Wort gelogen; einige haben gesagt, dass Dinge geschehen sind, die niemals geschehen sind, andere haben Tatsachen geleugnet, einige haben zu Unrecht einen Abwesenden eines Verbrechens beschuldigt, das er nicht begangen, einer hat die wahren Umstände verfälscht, ein anderer hat einer unrichtigen Sache zugestimmt, ein dritter hat geschwiegen, als er hätte sprechen müssen, ein vierter hat einen wichtigen Umstand verschwiegen usw.«

D. H. Interaktion eben. Was wäre denn so schlimm daran, wenn es in einer Unterhaltung unter Freunden Wichtigeres gäbe als die Wahrheit?

R. W. Strindberg klagt: »Indem sie einander belügen, werden die Menschen zu etwas anderem, als sie sind; man verkehrt schließlich nur noch mit Charaktermasken oder Gespenstern; man kennt seine Freunde nicht; man weiß nicht, mit wem man verheiratet ist ...«

D. H. ... mit wem man im Sandkasten spielt ...

R. W. ... mit wem man sich zum ersten Mal betrinkt, mit wem man eine Firma gründet ...

D. H. ... mit wem man auf der Bühne oder im Buche steht ...

R. W. »Wenn man im Alter erst Zeit findet, über alles nachzudenken, das man erlebt hat, und mit Gleichaltrigen sitzt, um zu vergleichen, so geht einem auf, welch eine Menge Unwirklichkeiten man als Wirklichkeiten behandelt hat.« Sind Sie schon so weit?

D. H. Ersparen Sie mir den Blick in diesen Abgrund.

R. W. Also hat, im Sinne Strindbergs, Khaled Husseini nicht so unrecht, der einen weisen Vater sagen lässt: »Wenn du eine Lüge erzählst, stiehlst du einem anderen das Recht auf die Wahrheit.«

D. H. Und am Ende ist dein halbes Leben gelogen, die Wirklichkeit eine Fälschung.

R. W. Es geht auch umgekehrt. Erinnern Sie sich, als in Deutschland die Grünen an die Macht kamen, sprachen sie vom Waldsterben ...

D. H. Das muss vor meiner Zeit gewesen sein.

R. W. Es gab ein Vor-Ihrer-Zeit? Die Franzosen jedenfalls meinten, es sei eine Parteilüge und nennen das Phänomen bis heute »Le Waldsterben«, eine deutsch-grüne Erfindung.

D. H. Ehrlich gesagt, ist mir egal, in welcher Sprache der Wald stirbt. Er stirbt. Was aber das Lügen angeht, so haben jetzt amerikanische Forscher entdeckt, dass ...

R. W. ... zwei Drittel aller Aussagen gelogen sind, die mit »amerikanische Forscher haben entdeckt« beginnen?

D. H. ... dass notorische Lügner deutlich mehr weiße Hirnsubstanz haben.

R. W. Ach! Man schiebt einen Probanden in den Kernspintomographen, sagt ihm, nun lüg mal schön, und dann lokalisiert man das Lügenzentrum?

D. H. Finden Sie sich mit der Wahrheit ab.

R. W. Im Gegenteil: Fakten, Fakten, Fakten!

D. H. Hirne von pathologischen Lügnern besitzen 22 Prozent mehr weiße Hirnsubstanz als die von sogenannten »normalen« Menschen. Die weiße Hirnsubstanz enthält die Verbindungsleitungen zwischen den Nervenzellen. Diese bilden selber die graue Hirnsubstanz. Und auch hier entdeckten die Forscher deutliche Unterschiede. Lügner besitzen gut 41 Prozent weniger graue Hirnsubstanz. Damit gibt es jetzt erstmals ein anatomisch nachprüfbares Merkmal, das Indiz für einen skrupellosen Schwindler sein könnte.

R. W. Faszinierende Vorstellung: Das Hirn von George Bush schneeweiß – wie seine Weste.

D. H. Wahrscheinlich nennt man deshalb im Amerikanischen die lässlichen Lügen »white lies«. Aber was Bush angeht, so hat mich

auch stutzig gemacht: Perfektes Lügen erfordert eine viel intelligentere Anstrengung als das schlichte Sagen der Wahrheit. Der Lügner muss ja gleichzeitig die Denkweise seiner Mitmenschen erfassen und eigene Emotionen kontrollieren.

R. W. Trauen wir ihm so viel Anstrengung zu? Und werden Menschen nun zu Lügnern, weil sie zu viel weiße Hirnsubstanz besitzen, oder bleicht das Hirn vom vielen Lügen nach?

D. H. Man weiß es nicht. Sicher ist nur, dass diese Hirnanomalie der Lügner auch damit einhergeht, dass sie beim Lügen kein schlechtes Gewissen entwickeln. Autistische Kinder hingegen besitzen weniger weiße Substanz. Ihnen fällt es furchtbar schwer zu lügen. Aber apropos Kinder: Sie haben doch bestimmt eine Theorie vom heiligen Sigmund der Psychoanalyse parat.

R. W. Der hat zumindest erst einmal festgestellt, dass »der Wahrheitsdrang der Menschen« viel stärker sei, als man ihn für gewöhnlich einschätze.

D. H. Ihn selbst eingeschlossen?

R. W. Eher zwangsweise. Er vermutete, es sei wohl »eine Folge« seiner »Beschäftigung mit der Psychoanalyse«, dass er kaum mehr lügen könne, weil er sich immer gleich verplappere oder sich sonst eine Fehlleistung erlaube.

D. H. Was für eine Konstellation: Am Kopfende der Couch der gläserne Shrink – der Psychiater – und auf derselben der Mensch, das Geständnistier! Aber sagen Sie, wenn man einem Patienten einredet, er sei ein klitzeklein wenig abnormal, ist das nicht oft auch ein klitzeklein bisschen: Lüge?

R. W. Versuchen Sie gerade, mich hier ein klitzeklein bisschen zu manipulieren, Dr.Hildebrandt?

D. H. Moment, Freud konnte nicht mehr lügen? Das ist wirklich eine gute Nachricht für alle Moralprediger, Tugendbolzen und Wahrheitsfanatiker: Eine gründliche Psychoanalyse – und schon wird der Keim jeder Lüge im Keim erstickt! Der Lügner stellt sich selbst ein Bein und sorgt persönlich dafür, dass seine Lüge sichtbar wird und das Wahre, Gute und Schöne sich Bahn bricht. Offenbar gibt es doch noch Hoffnung.

R. W. Hm.

D. H. Sie wirken nachdenklich?

R. W. Ich gebe nur zu bedenken, dass sich auch ohne Psychoanalyse viele Lügen erkennen ließen, am Mienenspiel zum Beispiel. Ein amerikanischer Forscher ...

D. H. ... nicht der schon wieder ...

R. W. ... hat einmal Krankenschwestern vor das Fernsehbild einer schönen Küstenlandschaft gesetzt und sie diese beschreiben lassen. Die Forscher sahen nicht diese, nur die Gesichter der Schwestern. Dann haben sie auf demselben Monitor Verstümmelte und Verbrannte eingespielt, die Probanden aber weiterhin schöne Küstenlandschaft beschreiben lassen ...

D. H. Und?

R. W. Und in den Mikro-Gesichtsausdrücken, die man manchmal nur in der Zeitlupe isolieren konnte, erschien die konträre Regung, die Wahrheit.

D. H. Aber das hilft uns doch nicht weiter. Ich kann mir ja schlecht mein ganzes Leben in Zeitlupe anschauen, um einen Lügner zu enttarnen.

R. W. Das müssten Sie auch nicht, wenn Sie ein Wizard wären.

D. H. Wenn ich ein Zauberer wäre, müsste ich so einiges nicht ...

R. W. Kein Zauberer! Amerikanische Forscher ...

D. H. Wir hatten ausgemacht, dass Sie diese Forscher nur dreimal erwähnen dürfen, während Sie mit mir auf der Bühne stehen – die haben Sie jetzt verbraucht!

R. W. Also die, die nicht genannt werden dürfen, haben festgestellt, dass es sogenannte Wizards gibt, menschliche Lügendetektoren, die mit fast hundert Prozent Sicherheit feststellen, wenn sie angelogen werden. Diese Menschen haben einfach ein besonderes Talent, Mikro-Gesichtsausdrücke zu identifizieren. Sie merken es, wenn in der begeisterten Miene desjenigen, der die Kuttelsuppe lobt, für eine hundertstel Sekunde Ekel mitschwingt.

D. H. Toll. Aber ich bin kein Wizard, und Sie sind ganz offensichtlich auch keiner.

R. W. Wieso? Wollen Sie etwa sagen, Sie hätten mich angelogen? Schon jetzt, wobei wir erst auf Seite 30 sind?

D. H. Tja, uns Normalsterblichen bleibt wohl doch nur übrig, in Zeitlupe zu leben. Fragen Sie Rudolf Scharping.

R. W. Sie haben recht, der langsam lebende Mensch lügt weniger, denn er ist in seinen Lügen sofort durchschaubar. Je schneller der Mensch lebt, desto besser kann er also lügen und desto unauffälliger sind seine Lügen. Redet man deshalb von unserer »schnelllebigen Zeit«?

D. H. Mmmmhh ... und werden den Lügen deswegen ihre kurzen Beine zum Verhängnis? Sie können einfach unser Tempo nicht durchhalten? Wie Dackel?

R. W. Vielleicht sollten wir nicht davon ausgehen, dass es sich beim Lügner grundsätzlich um einen verderbten, zur Unwahrheit entschlossenen, leichtlebigen oder finsteren Charakter handelt. Schon im 17. Jahrhundert meinte Samuel Johnson, es komme »mehr vom nachlässigen Umgang mit der Wahrheit als vom absichtlichen Lügen, dass so viel Falschheit in der Welt« sei.

D. H. Umgekehrt wird ein Schuh draus: Es kommt nur vom nachlässigen Lügen, dass man dann und wann noch die Wahrheit erfährt.

R. W. Die Wahrheit! Die liegt im Wein. Hatten wir »die Wahrheit« nicht schon beurlaubt? Wo soll es denn sonst noch Wahrheit geben?

D. H. Bei der Popsängerin Shakira zum Beispiel: »Hüften lügen nicht!«

R. W. Tränen lügen nicht! Katharsis, Lösung des traumatischen Schocks, die Seele fließt über, und am Ende hat's die Psychologie mal wieder gerichtet. Das ist nicht die ganze Wahrheit. Wäre die Wahrheit ein Meer, wäre die Psychologie nichts als ein Tröpfchen, wäre die Wahrheit eine Frau, dann wäre die Psychologie nicht mehr als ein kleines Achselhaar. Die Suche nach der Wahrheit fängt nicht in der Seele an und ist dort noch lange nicht zu Ende. Schon seit Tausenden von Jahren sucht der Mensch nach ihr. Schon die alten ...

D. H. Ist ja gut. Der Mensch sucht nach Wahrheit, seit er denken kann. Wie gesagt ... mit Religion!

R. W. Mit Wissenschaft!

D. H. Mit Kunst!

R. W. Mit Journalismus!

D. H. In der Aufklärung! Ein ganzes Zeitalter verschrieb sich der Wahrheitssuche. Alles wurde hell und klar, die Natur wurde durchschaubar. Die alten Mythen, Phantasmen, Verblendungen wurden abgelegt, die Wahrheit war das blond gelockte Lieblingskind einer ganzen Ära, während die Lüge in der Ecke stehen musste mit der Eselsmütze auf ihrem hässlichen Schädel.

R. W. Moment mal, sagten Sie soeben: Religion?

D. H. Eigentlich fand ich gerade eine ganz reizende Metapher für die Wahrheitsliebe der Aufklärung, aber zuvor: Sicher. Waren wir uns nicht einig, dass Religion nichts anderes ist als Suche nach Wahrheit?

R. W. Jetzt gehen Ihnen aber wirklich die Pferde durch.

D. H. Inwiefern?

R. W. Ich protestiere dagegen, dass Sie hier die Religion als Enklave der Wahrheit präsentieren.

D. H. Er protestiert!

R. W. Denken Sie an die Kirchengeschichte! Denken Sie an Pippin!

D. H. Oh, verdammt, Pippin ... Den hatte ich vergessen.

R. W. Man sollte, nie, niemals, unter gar keinen Umständen Pippin vergessen!

D. H. *(ans Publikum)* Jetzt hat er wieder was gefunden. Wissen Sie, was es mit Pippin auf sich hat? Nein? Dann ist es ja gar kein Fehler, dass wir auf dieses Thema kommen. Ich erzähle Ihnen, was mit Pippin passiert ist. Das wird auch Willemsen beruhigen, denn so kann er sich davon überzeugen, dass ich es nicht vergessen habe. Pippin war König der Franken, einer der reichsten und mächtigsten Männer der damals bekannten Welt. Einer der großzügigsten Männer war er außerdem: Im Jahr siebenhundert ... äh ... achtundfünfzig.

R. W. Es war Siebenhundertsechsundfünfzig!

D. H. Nun ja, in einem dieser Jahre schenkte der großherzige Pippin Papst Stephan dem ... äh II. ... Rom und große Teile Italiens. Der Kirchenstaat war geboren, und dank seiner waren die Päpste in den folgenden Jahrhunderten gesegnet mit unvorstellbarer Macht, sagenhaftem Reichtum und beträchtlichem politischen Einfluss. Pippin legte dem Kaiser sozusagen die Welt zu Füßen.

R. W. Sie müssen bedenken: Amerika und Australien, die Bahamas und die Seychellen waren noch nicht entdeckt. Sonst hätte er das sicher auch noch draufgepackt.

D. H. Das Frappierende an dieser Morgengabe war jedoch nicht ihre Größe. Sondern dass Rom und halb Italien Pippin gar nicht gehört haben. Er musste sie erst in seinen Besitz bringen, um sie verschenken zu können. Und dafür musste er einen blutigen Krieg gegen die Langobarden führen, die eigentlich seine Freunde waren. Warum hat Pippin das getan? Sie denken bestimmt, es ging um Geld, Frauen oder vielleicht *(Blick zu R. W.)* – ums Rechthaben? Nein und nochmals nein. Pippin ging es um seine unsterbliche Seele. Schließlich hatte er als kämpferischer, starker Herrscher das ein oder andere Mal gegen göttliche Gebote verstoßen. Er hatte getötet! Gelogen! Den Sonntag beschmutzt! Und Pippin konnte auch nicht ganz von sich weisen, dass er hin und wieder unkeusche Gedanken in Bezug auf anderer Leute Gattinnen gehabt hatte.

R. W. Ich glaube, Sie verzetteln sich. Der Punkt ist der: Pippin war in Sorge um seine unsterbliche Seele.

D. H. Es war schlimmer: Er konnte nicht essen, die Sorge raubte ihm die Wangenröte, den Schlaf, er fuhr des nächtens hoch, weil ein schreckliches Bild ihn weckte: Er sah seine arme Seele in tausend Höllenfeuern schmoren, sah sie verschrumpeln, zerfallen und doch nicht sterben. Sah sie von Abertausenden von ...

R. W. Ich glaube, unser Publikum hat verstanden. Pippin hatte Angst vor der Hölle. Daher war ihm jede Gelegenheit willkommen, seine Seele zu retten. Das wusste Papst Stephan II.

D. H. Ein raffinierter, intriganter Mensch. Gefährlicher als die Schlange und Alexis Carrington Colby aus dem »Denver Clan« in Personalunion.

R. W. Harte Worte. Aber nicht unpassend. Dieser Papst versuchte Pippin gegen die Langobarden aufzuhetzen. Brieflich. Dramatisch schilderte er das Unwesen, das die Langobarden trieben. Er schrieb von verwüsteten Weinbergen, zerstörten Dörfern und geschlachteten Kindern.

D. H. Vergessen Sie die geschändeten Nonnen nicht!

R. W. Auch von geschändeten Nonnen war die Rede, ganz richtig. Ich muss sagen, ich bin froh, dass Sie sich noch an die Details dieser Pippin-Sache erinnern.

D. H. Zur Sache! Stephan II. drohte Pippin mit ewiger Verdammnis, sollte er weiter tatenlos zusehen, was der Kirche angetan wurde. Auf der anderen Seite stellte er einen Vorzugsplatz im Himmel in Aussicht, wenn Pippin endlich aktiv werden würde. Pippin würde von den hübschesten Engeln mit Harfenklängen verwöhnt, und süße Trauben würden ihm direkt in den Mund wachsen.

R. W. Aber Pippin zögerte. Über hundert Jahre hatte kein Franke mehr Krieg gegen einen Langobarden geführt.

D. H. Aber Stephan II. gab keineswegs auf, sondern schaltete einen Gang höher: Wie ein Zauberer sein Kaninchen, zog er ein Dokument aus dem Hut, das zufälligerweise genau in diesem Augenblick gefunden worden sein sollte: Es war ein Brief aus dem 4. Jahrhundert, geschrieben von Kaiser Konstantin I. an Papst Silvester, der die »große Konstantinische Schenkung« proklamierte. Niemand hatte je zuvor davon gehört. Das war brandneu.

R. W. In dem Dokument stand noch mehr. Eigentlich alles, was sich ein kleiner Papst mit großen Fantasien so wünscht: Fortan war es dem Papst erlaubt, die Zeichen der kaiserlichen Würde zu tragen – das Diadem, den Purpurmantel, das Zepter. Ihm wurde die Stadt Rom geschenkt, nebst allen Städten und Provinzen Italiens. Der Kaiser selbst werde sich nach Konstantinopel zurückziehen, denn dort, wo die Hauptstadt der Christenheit gegründet worden ist, schicke es sich nicht, dass der irdische Kaiser seine Macht ausübe.

D. H. Das war das letzte Steinchen, das das Fass zum Überlaufen brachte.

R. W. Sie meinen: der letzte Tropfen.

D. H. Meine Güte, Sie sind ja schlimmer als dieser Sprachpfleger Bastian Sick!

R. W. Das trifft mich jetzt aber wirklich.

D. H. Meinen Sie, uns kann noch jemand folgen?

R. W. Es war so: Stephan II. hatte ein Dokument, mit dem er Pippin beweisen konnte, dass bereits Konstantin die halbe Welt der Kirche geschenkt hatte und dieses Geschenk nur deswegen nicht vollzogen worden war, weil das schöne Dokument über drei Jahrhunderte im Verborgenen geschmort hatte. Pippin war in der Bringschuld. Und was die Androhung von Höllenfeuern und all die geschändeten Nonnen und geschlachteten Kinder nicht vermocht hatten – dieses Dokument konnte es: Pippin zog gegen die Langobarden in den Krieg, schlug sie vernichtend und legte Stephan II. die Schlüssel der Stadttore zu Füßen. Der Kirchenstaat war geboren.

D. H. Und noch im 8. Jahrhundert preist der dankbare Klerus Pippin als »David«, als »Salomon« und die Franken als »heiliges Volk«. Alles, weil Pippin auf ein von Papst Stephan II. selbst gebasteltes Dokument hereingefallen ist. Sagen Sie nochmal, lieber Willemsen, wann hat die römisch-katholische Geschichtsschreibung zugegeben, dass die schöne Urkunde aus dem 4. Jahrhundert eine Fälschung war? Das wissen Sie doch ganz sicher noch.

R. W. Selbstverständlich: Es war im 19. Jahrhundert.

D. H. Erst im 19. Jahrhundert! (*ans Publikum*) Das ist ein Schock für Sie, nicht wahr? So dicke Lügen wurden im Namen des Herrn verbreitet und jahrhundertelang aufrechterhalten. Aber halten Sie

sich fest, wenn ich Ihnen sage, dass das schöne Dokument der Konstantinischen Schenkung kein Einzelfall ist: Zwei Drittel aller klerikalen Urkunden, die vor dem Jahr 1100 ausgestellt wurden, sind gefälscht!

R. W. Das klingt in der Tat skandalös. Aber man muss die ganze Fälscherei im Kontext der Zeit betrachten. Denn wie Sie sicher wissen, haben die Kleriker damals im allerbesten Glauben gehandelt.

D. H. Die handeln immer im besten aller möglichen Glauben. Sie wären ja auch dumm gewesen! Schließlich hätten sie sich selbst ewige Verdammnis aufgebrummt, wenn es anderes gewesen wäre.

R. W. Eben. Und so waren viele der eifrigen Fälscher der Meinung, ein gutes Werk zu verrichten. Recht wurde damals nicht rational begründet, sondern subjektiv. Ein wenig an der Wahrheit herumzumanipulieren, wenn man die Gerechtigkeit beeinträchtigt sah – das war moralisch überhaupt kein Problem. Sie erinnern sich doch: Du sollst nicht lügen, sofern nicht ... es sei denn ... vorausgesetzt ...

D. H. Um das mal praktisch zu erläutern: Da sitzt ein Mönchlein in seiner Zelle und sinniert über dem Grundriss seines Klosters und der klösterlichen Ländereien. Dabei entdeckt es, dass dieser oder jener Acker, der dem bösen, habgierigen Vogt gehört, eigentlich dem Kloster gehören muss. Die Ländereien sind so geschnitten, dass eine andere Interpretation gar nicht möglich ist. Der böse Vogt oder einer seiner habgierigen Vorfahren muss den Acker irgendwann einmal

gestohlen haben. Zum Glück ist das Mönchlein des Schreibens kundig und weiß sich, dem Kloster und der göttlichen Ordnung der Welt zu helfen: Es zückt seine Feder und schreibt eine Besitzurkunde, die den Acker dem Kloster zuschlägt. So sichert man sich mit einer Fälschung einen Platz im Himmelreich.

R. W. Aber dann, im 12. Jahrhundert, kam ein großer Herrscher, eine wahre Lichtgestalt, und schuf ein weises und wahres Gesetzeswerk, das das Fälschen erstmalig verbot: »Wer königliche Diplome abändert, solche selbst anfertigt oder sie mit einem unechten Siegel versieht, soll mit dem Tode bestraft werden. Hat jemand Zeugen zu einer Falschaussage angestiftet, soll er mit der Strafe für Fälschung belegt werden. Wer Testamente und öffentliche Urkunden vernichtet, unterschlägt oder abändert, verfällt der gleichen Strafe.« Der, der diese weisen Worte schrieb, die das Dickicht der Tausende und Abertausende von Fälschungen lichten würden, trug den Namen?

D. H. Ja, ja: König Roger II. von Sizilien.

R. W. Er war ein vorzüglicher Herrscher: engagiert, gebildet, redegewandt, reflektiert, begeisterungsfähig und weltoffen.

D. H. Spielen Sie mit »weltoffen« auf seine drei Ehen oder auf seinen ausgedehnten Harem an?

R. W. Versuchen Sie gar nicht erst, diesem großen König am Zeug zu flicken. Schließlich war er es, der Gleichberechtigung und Toleranz

per Gesetz festlegte und Sizilien zu einer nie mehr erreichten Blüte führte.

D. H. Ich merke schon, Sie sind ein echter Fan. Ich will Ihnen ja nicht das Herz brechen mit diesem Einwand, aber wir sind doch hier der Wahrheit verpflichtet, und unser vielseitig interessiertes, wohlgekleidetes und angeregtes Publikum ...

R. W. Schmeichler!

D. H. ... ebendieses hier anwesende Publikum hat ein Recht auf die Wahrheit, und deswegen fühle ich mich verpflichtet, darauf hinzuweisen, dass dieses schöne Gesetz von Roger II., den Sie so sehr verehren, nicht den geringsten Nutzen hatte. Bis ins späte Mittelalter sind keine Verurteilungen dokumentiert. Im Gegenteil: Die Fälscher wurden immer dreister: Das Siegel eines neu inthronisierten Papstes zu fälschen, kostete sie am Ende des 12. Jahrhunderts nur noch ein paar Tage Arbeit.

R. W. Aber da konnte doch Roger II. nichts dafür! Es mangelte ganz einfach an der nötigen Kompetenz, an Methoden, um die Echtheit von Urkunden festzustellen. Der gute Wille war da. Und fortan wurden Fälscher verurteilt. Sie können es bei Dante nachlesen. In seiner »Göttlichen Komödie« werden die Fälscher in die untersten Regionen der Hölle verbannt, wo sie von Aussatz, Wahnsinn, Wassersucht und Fieber gequält werden. Das geschieht ihnen recht!

D. H. Nun ja, Dante schrieb seine Komödie schlanke zweihundert Jahre später, und mit den Fälschern ist er nicht im Gedenken an Roger II. so hart ins Gericht gegangen, sondern weil Anfang des 14. Jahrhunderts die Rechtswissenschaften aufkamen und nichts Besseres zu tun hatten, als erst einmal Fälschungen zu kriminalisieren. Unserem Innenminister fällt ja auch dauernd was Neues ein.

R. W. Aber müssen Sie denn Ihren Widerwillen gegen Schäuble gleich an Roger II. auslassen? Der hat schließlich den Grundstein für Dantes moralische Überzeugung gelegt. Er, der Große, der Mächtige, der König von Sizilien.

D. H. Na ja. Ich will Ihnen nicht Ihre Illusionen nehmen. Apropos: Wussten Sie, dass die Urkunde, die Ihren schönen Wohnort Hamburg zur Hansestadt machte, eine Fälschung ist?

R. W. Das höre ich zum ersten Mal.

D. H. Ist aber nichts als die Wahrheit. Hamburger Kaufleute, die sich die Handels- und Zollfreiheit und die Fischereirechte erschwindeln wollten, haben sich das Dokument im Namen von Friedrich Barbarossa selbst geschrieben. Und zwar siebzig Jahre nach seinem Tod. Blöderweise haben sie dabei das falsche Siegel benutzt, nämlich eins von Kaiser Friedrich II.

R. W. Hört, hört! Sie enthüllen hier nur das Vertraute: Die Welt ist schlecht. Mönche fälschen bergeweise Urkunden, Päpste treiben mit

ihren Lügen dumme Könige in den Krieg, und, wo wir gerade bei Städten waren, in Köln werden sogar Reliquien gefälscht!

D. H. Ja, haben Sie denn gedacht, der Klüngel beginnt mit dem Skandal um die dortige Müllverbrennungsanlage?

R. W. Da endet er nicht mal. Da endet nur der Müll. Der Rest wird zu Reliquien verarbeitet.

D. H. Die Ursula-Legende! Jetzt haben wir die Kirche endgültig an den Eiern!

R. W. Erzählen Sie, Sie sind der Spezialist für Legenden.

D. H. Gerne! Wie befinden uns in der wunderschönen Stadt am Rhein ...

R. W. Haben Sie sich die Stadt einmal angeschaut?

D. H. Na gut, wir befinden uns in dieser Stadt mit den frohsinnigen Menschen, im 11. Jahrhundert. Köln ist ein beliebtes Ziel von Pilgern. Das gefällt den Stadtoberen. Denn Pilger sind gut für die Stadtkasse: Sie müssen essen und trinken, schlafen und – als Erinnerung eine Reliquie mit nach Hause nehmen. Zwar dürfen Reliquien nicht verkauft werden, aber dafür haben sich die cleveren Handwerker und Kleriker eine Lösung einfallen lassen: Man kann den Pilgern die Reliquien unmöglich so einfach in die Hand drücken. Wie würde das denn aussehen, wenn sie mit dem Schlüsselbein des heiligen Roger

II. in der Hand über die Rheinwiesen spazieren würden? Nein, die Reliquien müssen angemessen verpackt werden. Dafür werden sogenannte Reliquiare geschaffen, kunstvoll geschnitzte Behälter. Ohne Reliquiar keine Reliquie – so einfach war die Rechung. Und die kunstvollen Reliquiare dürfen sehr wohl verkauft werden. Wollen Sie uns erzählen, über welche Heiligen diese hübsche, Verzeihung, charismatische Stadt im 11. Jahrhundert verfügte, lieber Willemsen? Ich bin sicher, Ihr Personengedächtnis ist randvoll mit Reliquien.

R. W. Und wie. Es gab Reliquien des heiligen Gereon, von zwei Ewalden in St. Kunibert, Stab und Kette des heiligen Apostels Petrus, die Gebeine der Märtyrer Patroklus, Eliphius, Privatus und Gregorius sowie die Reliquien von Christophorus und Pantaleon. Ein Partikel vom Heiligen Kreuz lagerte im Dominikanerkloster in der Stolkgasse und die Gebeine der Theophanu, der Gemahlin von Kaiser Otto II., in St. Pantaleon.

D. H. Dennoch waren irgendwann alle Reliquien aufgebraucht. Ein Reliquien-Engpass drohte, und der hätte zur Folge gehabt, dass die kunstvollen Reliquiare der Kölner Handwerker keinen Absatz mehr finden würden.

R. W. Da war es sehr passend, dass in der Nähe der Kölner St.-Ursula-Kirche ein Gräberfeld entdeckt wurde. Niemand wusste, wer dort begraben lag. Aber die Kölner waren schon damals eine verschworene und einfallsreiche Bande. Das Gräberfeld wurde zur Ruhestätte der heiligen Ursula und ihrer elf heiligen Begleiterinnen

erklärt. Aber dann die Ernüchterung: In dem Gräberfeld waren deutlich mehr als zwölf Leichen. Es waren sicher Tausende.

D. H. Nur ein kurzer Schreck für die kreativen Kölner. Auf so eine tolle Fundgrube von Reliquien konnte man auf keinen Fall verzichten. Flugs wurde die Legende umgedichtet. Fortan war Ursula nicht in der Begleitung von elf, sondern von 11 000 Jungfrauen unterwegs gewesen.

R. W. Als man dann entdeckte, dass das gesegnete Gräberfeld nicht nur die Leichen von Jungfrauen, sondern auch von Männern und Kindern enthielt, war eine zweite Umdichtung fällig. Man entschied, dass auch Männer und Kinder in dem Gefolge der Ursula gewesen seien.

D. H. Und damit war die Konjunktur für kölsche Reliquien auf mehrere Jahrhunderte gesichert.

R. W. Urkundenfälscher, Kriegstreiber, Legenden-Umdichter – Sie werden zugeben, dass die Religion als System der Wahrheit nicht besonders viel hergibt. Darum heißt dieses unvernünftige Verhalten schließlich »Glaube«!

D. H. Mit einer fließenden Grenze zwischen »wahr« und »unwahrscheinlich« ...

R. W. ... und »gläubig« und »gutgläubig«.

D. H. Ich seh's ein. Aber Sie müssen auch nochmal in sich gehen: Was sagten Sie noch eben, sei ein gangbarer Weg auf der Suche nach Wahrheit – Wissenschaft?

R. W. Ich sagte Wissenschaft, Sie sagten Kunst, ich sagte Journalismus, Sie sagten Aufklärung. Der Journalismus mag vielleicht hinter seinem eigenen Wahrheitsanspruch hin und wieder zurückbleiben, das will ich nicht leugnen. 96-mal war die Queen schwanger, wenn man der britischen Presse glauben will. Aber auch zu der von Ihnen erwähnten Aufklärung habe ich noch ein paar Anmerkungen. Kennen Sie Karoline, die sprechende Maschine? Sie wurde Ende der 1780 er Jahre von Professor Dr....

D. H. Halt! Stopp. Ich protestiere gegen dieses Übergehen meiner sachdienlichen Anmerkungen. Wissenschaft – Suche nach Wahrheit? Sie hören mich lachen! Ha Ha Ha!

R. W. Etwa nicht? Wissenschaftler kennen kein höheres Streben als das nach Erkenntnis, nach unstrittigen Beweisen über das, was die Welt im Innersten zusammenhält.

D. H. Und was ist mit Erfolg, Eitelkeit, Macht und Rechthaberei, den vier apokalyptischen Reitern der Forschung?

R. W. Nun ja, ein kleingeistiges Schwarzes Schaf wird wohl hin und wieder gestrauchelt sein und ein wenig gepfuscht und geschummelt haben. Aber die Giganten des Forschritts, die Helden der Erkenntnis sind doch über solche Zweifel erhaben.

D. H. Giganten wie ...?

R. W. ... wie eine der ganz frühen Lichtgestalten der Wissenschaft: Ptolemäus, um mit einer wahren Eminenz zu beginnen. Sein Hauptwerk »Almagest« hat ja bereits seinen Namen vom Arabischen »al-migisti«: »größtes Werk aller Zeiten«.

D. H. Groß auch durch seinen Wahrheitswillen?

R. W. Gewiss. Vor allem in der Astronomie leistete Ptolemäus Ungeheuerliches. Das »Almagest« enthält einen Katalog von Fixsternen, mit dessen Hilfe Ptolemäus das antike Weltbild revolutionierte. Er war der größte Astronom des Altertums und hat Wahrheit und Licht in diese dunkle Zeit gebracht.

D. H. Und gelogen hat er auch!

R. W. Wie das?

D. H. Ptolemäus behauptet, er hätte im Herbst des Jahres 132, am 25.September, die Tag- und Nachtgleiche um zwei Uhr morgens »mit größter Sorgfalt« gemessen. Gelogen! Heute können wir berechnen, dass die Tag- und Nachtgleiche etwa 17 Stunden früher gewesen sein muss. Von wegen mit größter Sorgfalt gemessen! Von wegen Licht gebracht in eine dunkle Zeit! Sonnenaufgänge ja, aber mitnichten Sternstunden der Wahrheitsfindung!

R. W. Ach, Hildebrandt, wer wird denn einem großen Mann schon wegen ein paar Sonnenuntergängen derart gram sein!

D. H. Wer? Ich. Derselbe, der Ihnen Ihre Wissenschaftsgläubigkeit auch nicht abnimmt.

R. W. Na gut, ich habe Ihnen, dem strengen Kritiker der Wissenschaft, auch etwas mitgebracht. Ich sage nur: Galilei, die Schafshaut und die schiefe Ebene.

D. H. Wie meinen?

R. W. Ja, wissen Sie etwa nicht, dass Galileo Galilei, der große Denker des 16. Jahrhunderts, eine sehr unrealistische Idee von den Proportionen eines Schafes hatte, was dazu führte, dass spätere Generationen von Wissenschaftlern ihn der Lüge, des Schummels, des Betruges überführten?

D. H. Nun, das ist mir zugegebenermaßen neu, aber ich wundere mich – für Sie ist Wissenschaft doch ein Hort der Wahrheit, warum kommen Sie jetzt mit Beispielen schummelnder Wissenschaftler?

R. W. Weil sie die Ausnahmen sind, die, wissenschaftlich betrachtet, die Regel bestätigen, und weil es immer Spaß macht, Ikonen zu vermenschlichen. Wollen wir uns mal an Galilei wagen?

D. H. Nur zu gerne!

R. W. Also: Galileis Experiment mit der schiefen Ebene wird noch heute in vielen Physikbüchern als Paradebeispiel für ein gut geplantes und durchgeführtes Experiment herausgestellt. Galilei bewies so das Gesetz der gleichförmig beschleunigten Bewegung.

D. H. Äh ... gleichförmig?

R. W. Ja, als Ergebnis gab er an, dass man durch gut hundertmal wiederholte Experimente immer bestätigt fand, dass sich die zurückgelegten Entfernungen untereinander verhielten wie die Zeit zum Quadrat *(D. H. gähnt),* und dies »bei allen Neigungswinkeln der Ebene«.

D. H. Erzählen Sie lieber von dem Schaf.

R. W. Das Schaf. Genau. Galilei beschreibt in seiner Versuchsanordnung, wie er die Rinne, durch die er die Kugel laufen lässt, mit poliertem Pergament aus Schafshaut auskleidet, um den Rollwiderstand zu minimieren.

D. H. Er hat also für seine Experimente Schafe gehäutet. Und? Reden Sie hier als Tierschützer?

R. W. Passen Sie auf: Galileis Rinne war lang, sehr lang, viel länger als das längste Schaf der Welt.

D. H. Er wird mehrere Schafe zusammengenäht haben. Oder die Schafe waren damals länger als heute.

R. W. Waren sie nicht! Und mehrere Schafe zusammennähen, das ergibt unschöne Nähte, hässliche Wülste, Schwellen, die den Lauf einer Kugel verlangsamen. Das haben sie aber bei Galilei nicht getan. Seine Ergebnisse stimmen exakt mit seinen theoretisch ermittelten Gesetzmäßigkeiten überein.

D. H. Sie meinen –

R. W. Galilei hat nicht *ein* Experiment mit der schiefen Ebene durchgeführt, genau das meine ich!

D. H. Galilei, ein Schwindler? Wenn Bertolt Brecht das erfährt!

R. W. Wo Sie gerade Schwindler sagen, fällt mir direkt noch einer ein ...

D. H. Sie geraten ja richtig in Fahrt!

R. W. Sir Isaac Newton, der größte Wissenschaftler des 17. Jahrhunderts. Der Mann, der den hehren wissenschaftlichen Grundsatz aufstellte, dass Theorien exakt mit dem experimentellen Beweis übereinstimmen müssen.

D. H. Ich weiß, worauf Sie anspielen, Fudge-factor-Newton. Die Schallgeschwindigkeit!

R. W. Ihre Runde, Hildebrandt.

D. H. Also, der alte Newton war ein unausstehlicher Mensch, ganz anders als mein reizender Dialogpartner hier.

R. W. Ja, ja.

D. H. Ein alter Stinkstiefel war Newton. Ein Besserwisser, überzeugt von seiner Genialität, cholerisch war er obendrein. So regte er sich sehr auf, als zwei französische Kollegen seine Berechnungen und Experimente zur Schallgeschwindigkeit anzweifelten. Newton experimentierte zur Prüfung ein wenig unmotiviert herum, fand – wen wundert's – seine Ergebnisse bestätigt und wies die Franzosen scharf zurecht. Aber immer wieder wurden Ergebnisse erzielt, die von seinen abwichen, sodass Newton irgendetwas unternehmen musste.

R. W. Bekennen, dass er sich verrechnet und unsauber experimentiert hatte, konnte er natürlich nicht. Man denke an sein hehres wissenschaftliches Ethos. Es kam ihm besser vor, einen kleinen Denkfehler zuzugeben. Und so räumte er ein, dass er bei seinen Berechnungen den Dichtewert der Luft nicht ganz richtig eingeschätzt habe. Den setzte er nun fest, und siehe da – nun stimmten die Berechnungen fast mit dem Wert überein, den die meisten Messungen ergeben hatten. Aber noch immer fehlten zwanzig Meter pro Sekunde.

D. H. Aber auch für diese fehlenden zwanzig Meter fand der kluge Kopf Newton eine Lösung: Offenbar beschleunigte Feuchtigkeit in

der Luft den Schall um exakt zwanzig Meter pro Sekunde. Und wer würde bestreiten wollen, dass die Luft in England feucht ist?

R. W. Sehr schön, in den Smog mit Newton! Und nun? Die Messer sind gewetzt. Welches Genie wird nun von seinem Sockel gestürzt?

D. H. Wie wäre es mit – Marco Polo?

R. W. Marco Polo? Der erste Weltreisende? Der Namenspatron von Routenplanern, Reiseführern und um die Schulter gelegten Strickpullis? Sollte dieser Mann gelogen haben?

D. H. Und wie! Sie wissen, dass er 1299, als er in Genua in Gefangenschaft war, zusammen mit einem Mithäftling namens Rustichello da Pisa, übrigens ein berühmter Autor von Ritterromanen, den Bericht seiner Fernostreise niederschrieb?

R. W. Das mit den Ritterromanen wusste ich nicht, aber der Rest ist mir bekannt.

D. H. Dann wissen Sie sicher auch, dass das Ergebnis als »Le livre des merveilles du monde«, »Das Buch von den Wundern der Welt« in die Literaturgeschichte einging, als erster realistischer Bericht über die in Europa praktisch unbekannten Länder und Völker in Fernost.

R. W. Selbstverständlich. Und ich weiß auch, dass das Buch in den nächsten zwei Jahrhunderten ein veritabler Bestseller war und von vielen Gelehrten ausgewertet wurde. Vor allem Marco Polos sehr

exakte Entfernungsangaben fanden Anklang. Sogar Kolumbus hat diese Angaben noch benutzt, um die Länge seiner Seefahrt nach Indien quasi hintenrum zu berechnen.

D. H. Wobei er aber viel zu optimistisch kalkuliert hatte und verhungert wäre, wenn er nicht Amerika bzw. zunächst eine karibische Insel gefunden hätte.

R. W. Da sieht man's mal wieder: Optimismus führt zu großen Taten – oder zum Hungertod. Aber das können Sie doch Marco Polo nicht vorwerfen?

D. H. Das nicht. Aber wenn man behauptet, nach China gereist zu sein, aber in Wahrheit nur bis zum Hof des mongolischen Fürsten Khublai Khan im Karakorum gekommen ist, dann ist ein kleiner Lügen-Vorwurf doch nicht ganz unangemessen?

R. W. Das ist ja ungeheuerlich. Aber wie sind Sie ihm auf die Schliche gekommen, Hildebrandt? Hat er Unsinn geschrieben? Waren seine Sterne die falschen, seine Schafe zu lang, seine Luft zu feucht?

D. H. Nichts von alledem. In diesem Fall funktioniert die Beweisführung anderes herum. Sagen Sie, was würden Sie in einem Reisebericht auf keinen Fall auslassen, wenn Sie im 13. Jahrhundert rund zehn Jahre lang ganz China bereist hätten?

R. W. Die chinesische Mauer, den Tee, die Essstäbchen ...

D. H. Von all dem erwähnt Marco Polo nicht eine Silbe. Auch spektakuläre Technologien und Erfindungen wie den Kompass, den Blockdruck, das Schießpulver und das Feuerwerk kommen bei ihm nicht vor.

R. W. Jetzt sagen Sie bloß, er erwähnt auch nicht die chinesischen Schriftzeichen?

D. H. Nicht ein einziges Schriftzeichen wird erwähnt! Und die »Lilienfüße«, die eingeschnürten Füße der Chinesinnen, auch nicht.

R. W. Ich würde sagen: Der Mann ist überführt. Gute Arbeit. Aber wie Sie wissen, ist Marco Polo nicht der einzige verlogene Reisende. Erinnern Sie sich noch an den zur anglikanischen Kirche bekehrten Wilden Georg Psalmanazar? Und seinen Reisebericht »Historical and Geographical of Formosa«, ein Riesenhit im London des Jahres 1704?

D. H. Sie meinen den verrückten Menschen, der beschrieb, dass der taiwanesischen Gottheit jedes Jahr 18 000 menschliche Herzen geopfert werden, aber nur von Jungen unter neun Jahren?

R. W. Genau den! In Serien von je Zweitausend würde ihnen das Herz herausgerissen und dann über dem Altar geröstet. Eine Prozedur, die neun Tage in Anspruch nehme.

D. H. Taiwan strotze geradezu vor Gold- und Silberminen, so sehr, dass beinah keine Hütte zu finden sei, deren Dach nicht aus Gold

bestünde.

R. W. Und der Palast des Vizekönigs sei in seinem ganzen Umfang von dreitausend Meilen aus den edelsten Metallen gebaut.

D. H. Außerdem müssten die Taiwanesen eigentlich gar nicht arbeiten, denn sie besäßen in den Elefanten, Rhinozerossen, Kamelen und Seelöwen außerordentlich geschickte und zu allen häuslichen Arbeiten abgerichtete Helfer. In ihren Elefantensänften könnten mehr als fünfzig Personen transportiert werden.

R. W. Die Londoner Society war begeistert. Psalmanazar wurde in die vornehmsten Häuser eingeladen und unterhielt mit seinen Geschichten die feinsten Abendgesellschaften. Er war auch durchaus vorzeigbar: sprach Latein, hatte feine Manieren, und dass er nur rohes Fleisch zu sich nahm, wurde als authentisch empfunden.

D. H. Als ein Missionar, der fünfzehn Jahre in Taiwan gelebt hatte, eine gigantische Streitschrift verfasste, in der er Psalmanazar in 25 Punkten der Lüge bezichtigte, störte das die Londoner kein bisschen. Zwanzig Jahre lebte Psalmanazar vortrefflich davon, dass er ein Wilder aus Taiwan war und sich zur anglikanischen Kirche bekehrt hatte.

R. W. Ein Missionar deckt die Wahrheit auf? Ausgerechnet. Haben nicht gerade Missionare eine eigene Ethnologie und Anthropologie geschaffen, indem sie uns die ungeheuerlichsten Lügen über die Wilden auftischten? Ja, haben sie nicht behauptet, Neger hätten

unsichtbare Schwänze, die bei der Taufe abfielen, und sie würden wieder weiß, wenn sie ertränken?

D. H. Das macht Psalmanazars Lügen nicht verzeihlicher.

R. W. Ich bitte Sie, allen Reiseberichten ist immer etwas Utopisches beigemengt. Der Konjunktiv waltet dort, der Wunsch, es sei so.

D. H. Die Beschönigung, die Brutstätte neuer Lügen. Nein, was die Realität der Erde angeht, halte ich mich lieber an die Geographie, sonst finde ich ja nicht mal von Mallorca aus heim.

R. W. Die Wahrheit ist: Mallorca ist heim! Und das nicht mal nur im Sinne der von mir verehrten exzentrischen Geographie.

D. H. Und die bringt Sie per Charterflug mit Halbpension nach Utopia, nach Wolkenkuckucksheim?

R. W. Warum nicht nach Atlantis? Nehmen Sie Ignatius T. T. Donnelly. 1882 publiziert er ein umfangreiches Buch mit dem Titel »Atlantis: Die antediluvianische Welt«. Mit über fünfzig Auflagen wird der Titel ein Bestseller, und zugleich begründet er den Atlantis-Kult. Gut, von Atlantis fabuliert hatte man schon früher, aber Donnelly greift tiefer als alle seine Vorgänger in den Farbkasten: Ihm zufolge lag der Garten Eden in Atlantis. Die Götter Griechenlands und Ägyptens, Hindus und Skandinavier wohnten in Atlantis. Bei den Hochkulturen von Mexiko und Peru handele es sich um Filialen von

Atlantis, wie man daran erkennen könne, dass die Maya-Hieroglyphen und das lateinische Alphabet verwandt seien.

D. H. Ich bitte Sie, das sehe ja selbst ich, dass da keine Verwandtschaft besteht. Wie gelang ihm denn dieser Nachweis?

R. W. Er überbrückte, indem er die nötigen Zwischenformen einfach selbst erfand.

D. H. Und das hat niemand widerlegt?

R. W. Er argumentierte einfach ex negativo: Nichts kann beweisen, dass ich Unrecht habe. Überall fand er Belege dafür, dass sich Kontinente heben und senken.

D. H. Was in der Regel Millionen von Jahren braucht.

R. W. Wen kümmert's? Bei Donnelly mussten sich die Kontinente nur ein bisschen sputen, und schon war der Vorgang in 11 500 Jahren abgeschlossen. Vielleicht haben Sie ja auf diese Weise auch noch eine Chance, Sylt versinken zu sehen.

D. H. Alle Achtung, der Mann hat das Zeug zum Politiker.

R. W. Sie werden es nicht glauben, er schlug wirklich eine politische Laufbahn ein, in einer Wählergemeinschaft mit dem passenden Namen »Populist Party«. Anschließend machte er sich an den Versuch nachzuweisen, dass Sir Francis Bacon die Stücke

Shakespeares geschrieben habe. Ein Unfug von erstaunlicher Langlebigkeit.

D. H. Und was wurde aus Atlantis?

R. W. Ein Lied von Donovan. 1912 trat dann noch der unselige Enkel von Heinrich Schliemann an die Öffentlichkeit und behauptete, Atlantis, die Geburtsstätte aller Kulturen, gefunden zu haben. Den Weg gewiesen hatten ihm angeblich Dokumente, die ihm sein Großvater in einer alten Vase hinterlassen habe. Die Vase war mit einer Eule geschmückt.

D. H. Dem Sinnbild für Weisheit. Wie unweise! Ich glaube, in solchen Fällen sagt man einfach: Der Mensch will belogen werden. Aber sollte man sich dabei nicht wenigstens ein bisschen geschickt anstellen? Auch Lügner haben ihre Berufsehre.

R. W. Apropos, was halten Sie eigentlich vom Mittelalter?

D. H. Düstere Epoche. Wieso?

R. W. Denken Sie, es hat existiert?

D. H. Das würde ich schon annehmen, schließlich gibt es Quellen und Bauten aus dieser Zeit.

R. W. Die Quellen sind sehr dürftig, und die Bauten, z.B. die Aachener Pfalzkapelle, sind möglicherweise alle jünger, die

archäologischen Belege falsch datiert. Vielleicht hat es die Jahre von 614 bis 911 nie gegeben. Das behauptet zumindest Heribert Illig.

D. H. Wie kommen sie dann in unsere Geschichtsbücher, in unsere Zeitrechnung, in unser Bewusstsein? Wo sollen sie denn herkommen, diese dreihundert Jahre?

R. W. Zeitfälscher!

D. H. Willemsen, ich bitte Sie. Dass sich Galilei ein langes Schaf ausdenkt, Psalmanazar eine elefantöse Elefantensänfte und Donnelly ein farbenprächtiges Land, das ist die eine Sache, aber dass jemand drei Jahrhunderte erfindet, an die wir heute angeblich immer noch glauben, das glaubt doch kein Mensch! Warum sollte auch jemand so etwas tun?

R. W. Aus Image-Gründen. Kaiser Otto III. hat sich diese Jahrhunderte ausgedacht und ein großartiges Geschlecht von Königen dazu, weil er sich mit einem spektakulären Herrschaftsmythos schmücken wollte – so sieht das zumindest Heribert Illig.

D. H. Jetzt hören Sie doch auf mit Ihrem Heribert Illig! Wer ist das überhaupt? Wo ist sein Professorentitel? Sein Curriculum Vitae? Wo ist seine Professur auf Lebenszeit, und warum finde ich ihn nicht in Kürschners Gelehrtenkalender?

R. W. Nun, weil er Privatgelehrter ist.

D. H. Privatgelehrter! Als Privatgelehrter würde ich mir auch so eine hübsche, spektakuläre These ausdenken. Wenn schon keine Professur, dann zumindest ein bisschen Presserummel. So jemandem glauben Sie? Da können Sie ja direkt auf Münchhausen schwören!

R. W. Nun beruhigen Sie sich mal, ich bin ja auch alles andere als überzeugt. Aber Sie müssen zugeben, es ist eine interessante Vorstellung ...

D. H. ... die sich mit ein bisschen Nachdenken sofort selbst erledigt. Wie soll denn das gehen? Diese Zeitfälscher müssen ja wahre Zauberer gewesen sein! Was mussten sie alles fälschen: Dokumente, Urkunden, Briefe, Geschichtswerke, Annalen? Es durfte ja nicht eine einzige Chronik übrig bleiben, in der Ereignisse von 614 auf 911 folgen! Was ist denn z.B. mit der Eroberung Siziliens durch die Araber? Der Kampf dauerte von 827 bis 902, und nicht nur abendländische, sondern auch byzantinische und arabische Quellen erzählen davon! Die sollen sich alle abgesprochen und auf eine stimmige Geschichte geeinigt haben, nur damit Kaiser Otto III. eine ruhmreiche Familienhistorie bekommt? Willemsen, da stimmt was nicht!

R. W. Ist ja gut, Sie haben ja recht. Um unseres lieben Scheinfriedens willen will ich zugeben: Nicht Otto III. war wohl der Lügner, sondern Heribert Illig. Aber eine gute Geschichte ist es schon ...

D. H. Eine miese kleine Verschwörungstheorie ist es und eine durchschaubare dazu! Genauso gut könnte man ja behaupten, eine ganze Stadt existiere nicht.

R. W. Peking. Nein, noch fremdartiger: Bielefeld!

D. H. Sie wollen mir nicht jetzt auch noch erzählen, dass Bielefeld nicht existiert.

R. W. Nun, es gibt Anzeichen: Im Internet formiert sich eine ganze Gemeinde von Menschen, die sicher sind, Bielefeld gebe es gar nicht. Niemand war je dort, von der Autobahn sieht man es nicht, und kennen Sie etwa jemanden, der seine Ferien dort verbracht hat?

D. H. Jetzt machen Sie sich nicht lächerlich, so was kann man in Karten und Atlanten nachschlagen.

R. W. Ihren naiven Glauben an Karten und Globen werde ich Ihnen auch noch austreiben, und schließlich waren bei »Google Earth« an der Stelle, wo Bielefeld vermutet wird, lange Jahre nur Wald, Grünflächen und spärlich besiedelte Landstriche zu entdecken.

D. H. Ich geb’s auf. Ihnen muss Münchhausen die Gute-Nacht-Geschichten erzählt haben, als Sie ein kleiner Junge waren.

R. W. Ach, nun lassen Sie den armen Karl Friedrich Hieronymus Freiherr von Münchhausen aus dem Spiel, anders als Sie immerhin Teilnehmer an zwei Türkenkriegen.

D. H. Wollen Sie mir vorwerfen, dass ich nicht gegen die Osmanen zu Felde ziehe?

R. W. Der arme Münchhausen, wollte ich sagen, lebte nach dem Ausscheiden aus dem Militär vom Aufschneiden.

D. H. Normal wäre: Erst Aufschneiden, dann Ausscheiden.

R. W. Seine Frau stirbt, und er heiratet mit siebzig zum zweiten Mal. Ich liebe dich, sagt seine Frau und ruiniert ihn anschließend. Er stirbt verbittert und verarmt, legt aber vorher noch schriftlich fest, seine Ehe sei glücklich gewesen.

D. H. So wird der große Geschichtenerzähler am Ende selbst Opfer einer Geschichte?

R. W. Ja, aber das ist doch eigentlich gerade eine Eigenschaft der guten Lügner, dass sie die schwache Seite ihrer Mitmenschen erahnen und sie dort überzeugen, wo sie leicht zu beeindrucken sind. So wie es Dr.Müller und seine singende Maschine Karoline im Zeitalter der Aufklärung taten.

D. H. Jetzt kommen Sie schon wieder mit Ihrer Karoline! Wollen Sie mit Ihren abrupten Themenwechseln davon ablenken, dass Sie auf diesen windigen Privatgelehrten hereingefallen sind? Wie war das noch mit Ihren »Apokalyptischen Reitern« der Wissenschaft?

R. W. Gier ist eine dieser Schwächen, die dazu führt, dass die Menschen auf Lügner hereinfallen. Auch, aber nicht nur in der Wissenschaft. Denken Sie an all die Goldmacher, die seit dem Mittelalter an den Höfen beschäftigt wurden. Geschickte Menschen waren das. Gold konnte zwar keiner von ihnen machen, aber vorgaukeln, dass sie den Stein der Weisen besäßen, das konnten sie gut. Noch im 19. Jahrhundert war August Strindberg überzeugt, Gold herstellen zu können.

D. H. Der schwedische Goethe – ein Doktor Faustus?

R. W. Ein Überzeugungstäter. Als ihn die Schauspielerin Harriet Bosse besucht, führt er sie an eine Kredenz, wo unter einer Glasglocke eine bräunlich-gelbliche Substanz lagert. Eingeschüchtert fragt sie, was das sei. Er erwidert: »Das ist das Gold, das ich gemacht habe.«

D. H. Und hat er sie rumgekriegt?

R. W. Sie schreibt: »Ich weiß nicht, ob es Gold war, das mir Strindberg an jenem Tage zeigte, und die Nachwelt wird es ja erfahren, aber eines weiß ich bestimmt: Hätte er mir in diesem Augenblick einen Hund gezeigt und gesagt, es sei eine Katze, gewiss, hätte ich gesagt, gewiss, Herr Strindberg, eine Katze.«

D. H. Ob es gewirkt hat, will ich wissen.

R. W. Sie wurde seine dritte Frau.

D. H. Schön, eine Leichtgläubige.

R. W. Scheidung inklusive.

D. H. Dennoch waren die meisten Goldmacher Scharlatane und sind später am Galgen gelandet. Friedrich I. ließ seinen Lieblings-Goldmacher Cajetano nur anderthalb Jahre experimentieren, bevor er 1709 den Glauben an ihn verlor. Cajetano sei »mit dem Strang vom Leben zum Tode zu bringen, wobey nicht schaden könne, dass andern dergleichen Betrügern zum Abscheu und damit der Welt das Verbrechen offenbar werde, der Galgen oder des Inquisiters Kleidung mit Flitter- oder Scheingold gezieret und bekleidet werde«. Und so geschah es.

R. W. Friedrich hatte eben die Geduld verloren. Sie müssen sich in seine Lüge versetzen: Er brauchte Geld. Allein seine Königskrönung mit den dazugehörigen Feierlichkeiten hatte über sieben Millionen Taler verschlungen. Um seine Geldnot zu beenden, hatte er sich schon eine Strumpfsteuer einfallen lassen, eine Schuh-, Stiefel-, Pantoffel- und eine Hutsteuer. Außerdem eine Karossen- und eine Perückensteuer.

D. H. Ich glaube, die hat sich spätestens mit Mooshammers Ableben erledigt.

R. W. Aber was Friedrich auch tat – Gelder waren nie vorhanden. Auch waren bis dahin alle seine Versuche, sich einen potenten

Alchimisten zu besorgen, fehlgeschlagen. Cajetano hingegen hatte zunächst einen guten Eindruck gemacht: Seine Demonstration in der königlichen Schlossküche verlief gut. Mühelos verwandelte Cajetano mit seinem »Stein der Weisen« einfaches Kupfer in feinstes Dukatengold.

D. H. Ich verstehe, Cajetano muss eine große Enttäuschung für Friedrich I. gewesen sein. General Ludendorff hat übrigens etwas Ähnliches erlebt.

R. W. Ludendorff? Der alte General, der am Hitler-Putsch beteiligt war, dann aber fallen gelassen und Verschwörungstheoretiker wurde? Wundert mich nicht, dass der auf einen Goldmacher hereinfällt.

D. H. Nicht nur er. An denselben haben auch der Direktor der Hamburg-Amerika-Linie geglaubt und zwei Prinzen von Schönburg-Waldenburg sowie der Berliner Stahlfabrikant Alfred Mannesmann ...

R. W. Sieh an! Der sollte sich doch eigentlich auskennen mit Metallen.

D. H. Franz Tausend war eben überzeugend, Heerscharen von Jüngern waren ihm ergeben, nannten ihn »Meister« und sprachen von seinen »Christusaugen«.

R. W. Wie bei dem Volksmusikmoderator Florian Silbereisen, gleich ein doppelter Metalliker.

D. H. Franz Tausend wollte die Goldproduktion im ganz großen Stil aufziehen: kaufte riesige Fabriken, stillgelegte Berg- und Stahlwerke, eine Spinnereifabrik ...

R. W. Spinnereifabrik – wie passend!

D. H. Auch soziales Engagement hatte Tausend im Sinn: Goldherstellung in Heimarbeit war sein Plan. Jede arbeitslose Familie sollte einen Kleinapparat erhalten, mit dem sie sich eine Existenzgrundlage würde schaffen können.

R. W. Aber irgendwann flog der Schwindel auf.

D. H. Wie bei allen Goldmachern: Sie können so viele Goldklümpchen aus dem Ärmel ziehen, wie sie wollen. Irgendwann bekommen sie ein Problem: Sie können kein Gold machen. So auch Franz Tausend. Zwar war er durch seine Kontakte in Politik, Wirtschaft und Hochfinanz gut abgefedert. Aber irgendwann kam die Wahrheit ans Licht, und Tausend wurde der Prozess gemacht.

R. W. Aber er wurde doch hoffentlich nicht an einem mit Lametta verzierten Galgen aufgehängt wie Cajetano?

D. H. Nein, Tausend behauptete stoisch weiter, dass er Gold machen könne, kiloweise, zentnerweise – wenn man ihn nur lassen würde.

R. W. Seine prominenten Freunde werden sich bedankt haben!

D. H. Um die brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. General Ludendorff tauchte als Zeuge überhaupt nicht auf, Mannesmann erkrankte gerade rechtzeitig vor seiner Befragung, und den Direktor der Hamburg-Amerika-Linie führten unaufschiebbare Geschäfte nach Südamerika. Tausend selbst bekam die Gelegenheit, sich zu rehabilitieren. Er durfte seine Kunst im staatlich bayerischen Hauptmünzamt vorführen. Bis auf die Haut wurde er ausgezogen und gründlich durchsucht, sogar die Augendeckel wurden hochgeklappt, damit er kein Gold hineinschmuggeln konnte. Und dann passierte das Wunder: Tausend schmolz aus einer Bleiprobe von 1,67 Gramm ein glitzerndes Klümpchen Gold! Ganz München stand Kopf. »Es wäre ja nicht das erste Mal, dass bedeutende Erfinder für Scharlatane gehalten werden«, kommentierte die Presse.

R. W. ... oder bedeutende Scharlatane für Erfinder.

D. H. Aber die Justiz ließ sich nicht täuschen und kam dem Tausendsassa schließlich auf die Schliche: Man hatte ihm seinen Füllfederhalter gelassen, und die Goldfeder reichte genau für ein kleines Klümpchen glänzendes Gold.

R. W. Das ist in der Tat die Geschichte eines guten Selbstdarstellers. Was ist aus Tausend geworden?

D. H. Er wurde wegen Betrugs zu einer Gefängnisstrafe von drei Jahren und sechs Monaten verurteilt. Was dann mit ihm geschah,

weiß man nicht genau. Angeblich haben ihn die Nazis in Dachau eingesperrt, damit er für sie Gold mache.

R. W. Eigentlich eine traurige Geschichte.

D. H. Stimmt. Haben Sie etwas Amüsantes? Vielleicht wieder was mit einem Schaf?

R. W. Wie wäre es stattdessen mit einem langnasigen japanischen Archäologen?

D. H. Mit kurzen Beinen?

R. W. Letztendlich schon. Aber zunächst wurden ihm keine abnormen Gliedmaßen attestiert, sondern »göttliche Hände«. Shinichi Fujimura hatte ein erstaunliches Talent für Archäologie. Die älteste von Menschen geschaffene Behausung war nur eine seiner Entdeckungen. Kein japanisches Geschichtsbuch kam an seinem Namen vorbei. Seine Funde legten die schmeichelhafte Schlussfolgerung nahe, dass es in Japan schon vor mehr als einer halben Million Jahren eine intelligente Kultur gegeben habe, die buntes Werkzeug und steinerne Grabmäler und sogar schon Mathematik kannte. Die Nation war stolz. Dreißig Jahre lang war der ehemalige Amateurarchäologe der Star der Branche. Aber dann, am 5.November 2000, schockierte die Zeitung »Mainichi Shimbin« ihre Leser mit drei großen Fotos auf der Titelseite. Zu sehen war der große Archäologe, wie er, ausgestattet mit einem Plastiksack, neue, aufregende Funde vorbereitete.

D. H. O weh, das klingt nach einer eindeutigen Beweislage.

R. W. Stimmt, rausreden war zwecklos. Unter Tränen legte Fujimura ein Geständnis ab. Er hätte 61 von 65 Funden in der Ausgrabungsstätte Kamitakamori und alle 29 Steinwerkzeuge in Soshinfudozaka selbst vergraben.

D. H. Ich glaube, Professor Johannes Batholomäus Adam Beringer hat über die kopulierenden Frösche auch die ein oder andere Träne vergossen.

R. W. Wer?

D. H. Beringer: Hobbyarchäologe aus dem 18. Jahrhundert, vis plastica, Würzburger Lügensteine – nie davon gehört?

R. W. Ich fürchte nicht.

D. H. Sie können jede einzelne japanische Ausgrabungsstelle mit Vornamen anreden und kennen den armen Beringer, seine unglückselige Vis-plastica-Theorie und die kopulierenden Frösche nicht?

R. W. NEIN!

D. H. Dann helfe ich Ihnen mal aus diesem bodenlosen Bildungsloch hinaus, wenn Sie gestatten.

R. W. Nur zu.

D. H. Die Lehre der »vis plastica« nahm an, alle Lebewesen und überhaupt alles, was existiert, seien einst als plastische Modelle in Stein vorgeformt worden. Als Beweis dienten Fossilien.

R. W. Petrifizierte Senioren.

D. H. Sie brauchen gar nicht so skeptisch zu schauen. Ich weiß, dass das Unsinn ist, aber der gute Beringer wusste das nicht. So war er ein leichtes Opfer für seine hämischen Kollegen von der Würzburger Universität. Sie ließen die verrücktesten Figurensteine herstellen und vergraben, damit Beringer sie finden möge. Nicht nur kopulierende Frösche waren auf den falschen Fossilien zu sehen, auch Abbildungen der Sonne, des Mondes, der Kometen, sogar eine Riesenmilbe, die gerade eine Fliege gefangen hat, und Wirbeltiere, die den Betrachter aus einem Loch im Stein anschauen.

R. W. »Die Lüge, Mensch, ist dein Vergnügen; du lehrst sogar die Steine lügen.« Friedrich Haug hatte zwar Grabsteine im Sinn, aber hier passt es auch, finde ich. Und Ihr Professor, ist er nicht misstrauisch geworden?

D. H. Er war begeistert! Er sammelte die Fossilien als Beweis für seine Theorie und katalogisierte sie in einem aufwändig gestalteten Buch mit dem Titel »Lithographiae Wirceburgensis«. Im Jahr 1726, kurz vor dem Erscheinen des Buches, flog der Schwindel auf,

Beringer war finanziell ruiniert, sein Ruf als Wissenschaftler dahin. Und die Fake-Fossilien gingen als »Würzburger Lügensteine« in die Geschichte ein.

R. W. Das ist aber wirklich gemein!

D. H. Schrecklich traurig, ich sag's ja. Ist diese Karolinengeschichte wenigstens lustig?

R. W. Für Sie vielleicht weniger, denn vor allem räumt diese wunderbare Geschichte damit auf, dass in der Epoche der Aufklärung die Wahrheit zu Hause war, »das blond gelockte Lieblingskind eines ganzen Zeitalters«!

D. H. Da muss ich aber wirklich protestieren. Auf die Wahrheitsliebe der Aufklärung lasse ich nichts kommen. Denken Sie an all die Mythen und Märchen, die verbannt wurden. Die grandiosen Niederlagen des Aberglaubens, der Scharlatanerie! Sie dürfen nicht vergessen, dass die Menschen zuvor NICHTS wussten. Sie hielten Elektrizität, Optik und Magnetismus für Zauberei! Lügenhafte Existenzen hatten leichtes Spiel. Eine Laterna magica oder eine Elektrisiermaschine reichte aus, um dem Menschen eine Geistererscheinung vorzugaukeln! Ein Perpetuum mobile nach dem anderen wurde gebaut, Maschinen, die unermüdlich liefen, vorgeblich Quellen unerschöpflicher Energie – und stets saß ein armer Mensch im Nebenzimmer und betätigte heimlich Kurbeln und Räder. Damit wurde in der Aufklärung Schluss gemacht. Ich würde sogar so weit gehen, zu behaupten, dass das der Moment war, in dem die

Menschheit lernte, dass es eine Wahrheit gibt, der man vertrauen kann.

R. W. Feurige Worte. Es tut mir leid, Ihnen die Illusion rauben zu müssen, aber wenn Sie Karoline kennengelernt haben, werden Sie Ihre knallharte These in ein windelweiches Dementi wickeln müssen.

D. H. Legen Sie los. Ich bin gewappnet.

R. W. Wir schreiben das Jahr 1788, als Dr.Müller in Leipzig und Umgebung ...

D. H. ... der hieß wirklich »Dr.Müller«?

R. W. Ich schwöre es ... also, als der mit seiner Maschine Karoline für großen Aufruhr sorgte: Die nur einen Fuß große Figur hing bei ihren Auftritten an einer Kordel mitten in einem Raum, niemand war in ihrer Nähe, und dennoch beantwortete sie einfache Fragen und sang Volkslieder, jedoch nicht immer in der richtigen Tonlage. Karoline war die Attraktion auf allen Jahrmärkten und Volksfesten. Sagten Sie nicht eben, die Naturwissenschaften hätten damals die Phänomene des Irrationalen erklärt und entzaubert?

D. H. So ähnlich, ja.

R. W. Halten Sie sich fest! Dr.Müller behauptete, Karolines Geheimnis sei Magnetismus. Sie sei ein hervorragendes Beispiel für die fantastischen Möglichkeiten der neuen Wissenschaften, ein Beleg

für die Poesie der Rationalität. Die Wahrheit aber war folgende: Dr.Müllers Frau war im Nebenzimmer versteckt und über ein kompliziertes System von Rohren mit Karoline verbunden. Von wegen magnetisches Zauberwerk – Karoline war ein ganz gewöhnlicher Haufen Blech und Dr.Müller ein ganz gewöhnlicher Schwindler, der an leichtgläubigen Menschen Geld verdiente, und zwar eben gerade dadurch, dass er sich auf Rationalität und Wissenschaft berief. Sehen Sie: »Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer!« auch bei Ihnen!

D. H. Willemsen, Ihre Karolinengeschichte kenne ich, bloß war sie mir kurzzeitig entfallen. Sie ist ein wunderbarer Beweis für meine Behauptung. Wissen Sie denn nicht, dass ein großer Aufklärer namens Adam Gottfried Wetzel den ganzen Schwindel auffliegen ließ? Er baute Karoline nach, ließ sie weitaus raffiniertere Kunststücke vorführen: »Arien singen, Echo geben, Räthsel und Fragen auflösen, die Dame, die Mühle, das Schachbrett, auch den Rösselsprung und andere Solitairspiele spielen, schreiben, arithmethische und algebraische Probleme auslösen.« Den Höhepunkt seiner Vorführung und, wie Sie zugeben müssen, eine Höchstleistung im Dienste der Wahrheitssuche, beschreibt Adam Gottfried Wetzel, der kluge und klarsichtige Mann so: »Am Ende aber werde ich die versteckte Person, mittelst welcher alles geschiehet, die aber auch dank der genauesten Untersuchung nicht zu finden ist, öffentlich hervorziehen, und folglich als ein ehrlicher Mann, das getreu anzeigen, was bisher als Geheimnis, mit Täuschung, Reichthümer hat erwerben und blenden müssen.« Ha, Willemsen. Was sagen Sie nun? Ich würde sagen: Sieg auf der ganzen Linie für

mich und die Aufklärung! Danke, Adam Gottfried Wetzel, dass Sie mein Zeuge waren.

R. W. Zu früh gefreut, lieber Hildebrandt! Die Suche nach der Wahrheit ist ein kompliziertes Unterfangen. Lüge und ihre Schwester, der Betrug, haben viele Gesichter, und oft verbirgt ein scheinbar ehrlicher Mann unter dem Mantel der Tugend einen gewaltigen Pferdefuß.

D. H. Ich kann Ihnen nicht folgen. Wollen Sie etwa Adam Gottfried Wetzel, einen der größten Aufklärer seiner Zeit, der Lüge bezichtigen?

R. W. In der Tat! Der Lüge und der unlauteren Motive. Ein Halunke war er, ihr großer Enthüller! Im Dienste der Aufklärung war er auf gar keinen Fall unterwegs, eher im Dienste seines Sparschweins.

D. H. Sie unterstellen ihm pekuniäre Motive?

R. W. Passen Sie auf: Adam Gottfried Wetzel war selbst wissenschaftlicher Schausteller und Instrumentenbauer, Dr.Müller und Karoline hatten ihm monatelang das Geschäft versaut. Niemand wollte seine langweiligen Maschinen anschauen, die weder singen noch sprechen konnten. Aber Wetzel war ja wie gesagt vom Fach. Es war ihm ein Leichtes, Müller auszuspionieren. Und dann baute der gerissene Hund Karoline nach, machte die Enthüllung ihres Geheimnisses zum Kern seiner Show und inszenierte sich als großen Aufklärer. Dabei ging es ihm um nichts anderes als darum,

einen Konkurrenten auszuschalten und sich seine lange Nase zu vergolden.

D. H. Das ist ungeheuerlich.

R. W. Um nicht zu sagen: Widerlich!

D. H. Ich bin beschämt. Das »blond gelockte Lieblingskind« der Aufklärung zeigt seine hässliche Fratze ...

R. W. Es ist eben nicht jedes blonde Kind von innen genauso schön wie von außen. Nur allzu oft lässt man sich von einer glitzernden Fassade täuschen. Ich meine das durchaus metaphorisch. Denken Sie an den intriganten Papst, an die schummelnden Wissenschaftler, die falschen Entdecker und Archäologen, an die Goldmacher mit ihren Goldklümpchen im Ärmel! Sie alle zeigen eine Fassade, ein geschminktes Gesicht, das einer Luftspiegelung gleich eine Illusion vorgaukelt. Das tat auch Adam Gottfried Wetzel.

D. H. Ach, und Sie, aus der Sicherheit der historischen Distanz heraus, Sie besitzen den magischen Blick, der Fassaden und Masken durchschaut. Darf ich Sie an Heribert Illig erinnern, diesen windigen Privatgelehrten, dessen unglaubwürdige Mittelaltertheorie, diesen leicht durchschaubaren Marketinggag, Sie so faszinierend fanden?

R. W. Wie lange wollen Sie denn noch darauf herumhacken? Ich gebe ja zu, dass manche Theorien einfach zu schön sind, um wahr

zu sein. Ich gebe auch zu, dass man auf manchen Leim nur geht, weil er so süß schmeckt, aber bringt uns das hier in irgendeiner Weise weiter? Lassen Sie uns doch lieber einmal rekapitulieren, ob wenigstens ein Versuch der Menschheit, die Wahrheit zu finden, von der Lüge unbefleckt geblieben ist.

D. H. Das kann man von Religion und Wissenschaft jedenfalls nicht behaupten und auch von der Aufklärung nicht, wie ich erfahren musste. Vielleicht von der Kunst?

R. W. Zumindest geht es ihr um die Selbsterkenntnis in der Anschauung der Wahrheit!

D. H. Und die sucht sie mit den Mitteln der Täuschung, der Illusion, des Scheins?

R. W. Sie weicht von der Richtigkeit ab im Dienst der Wahrheit, ja, vielleicht.

D. H. Dann also her mit der Selbsterkenntnis in der Lüge!

R. W. Der Selbstfindung im Selbstbetrug!

D. H. Der Fabrikation des Authentischen!

R. W. Der Kunst! Der Lüge. Und der Kunst der Lüge!

D. H. Sie geben also sogar zu, dass die Kunst lügt?

R. W. Nur im Dienst der Wahrheit.

D. H. Das muss eine sehr tiefe Wahrheit sein. Ich fürchte, so tief war ich noch nicht.

R. W. Sollte Ihr Blick nicht ganz klar sein, fehlt Ihnen vielleicht bloß der Scheibenwischer.

D. H. Freundchen! Erst müssen Sie mir mal beweisen, dass die Kunst im Dienst der Wahrheit lügt.

R. W. Nehmen Sie Shakespeare ...

D. H. ... niemand Geringeren. Chapeau!

R. W. Nur im Dienst der Wahrheit.

D. H. Das müssen Sie mir beweisen.

R. W. ... und seinen Richard III., Inbegriff des Verbrechers, ein missgestalteter Schurke sei er, samt Buckel, »gewillt, ein Bösewicht zu werden«, wie er im Stück selbst sagt, »falsch und verräterisch«, ein Kaltblütiger, der Heinrich VI. und den eigenen Bruder ermordet habe – insgesamt einer der wenigen wirklich durch und durch verderbten Charaktere bei Shakespeare.

D. H. Gefällt mir. Hat Shakespeare den Alten noch gekannt?

R. W. Der war seit 81 Jahren tot, als der Dichter geboren wurde.

D. H. Macht nichts, der Opa wird ihm erzählt haben, was der dritte Richard für ein Halunke war.

R. W. Würden Sie das auch sagen, wenn Sie als Dieter I. so auf die Nachwelt kämen? Richard III. war nämlich in Wirklichkeit nicht bucklig, sondern wohlgestaltet und gesegnet mit großen melancholischen Augen. Wie Sie. Auch war er treu, half seinem Bruder, galt als streng, aber gerecht, und mutig obendrein.

D. H. Das wäre in meinem Fall zumindest nicht unwahr.

R. W. Aber bedenken Sie doch, die Lancaster-Partei, die damalige Opposition, hat diese Lüge über ihn in die Welt gesetzt, und die Geschichtsschreibung braucht Jahrhunderte, um sie aufzudecken und der Wahrheit die Ehre zu geben.

Das wäre so, als überließe man dem Chefredakteur der »Bild«-Zeitung den »Brockhaus«-Artikel über Fidel Castro.

D. H. Gut, aber das historische Gedächtnis arbeitet nun mal so. So abweichend die Tatsachen auch sein mögen, ein Theaterstück prägt unser Geschichtswissen manchmal mehr als eine langweilige Ansammlung historischer Fakten ...

R. W. ... und die »Bild«-Zeitung ist lustiger als die »Enzyklopädia Britannica«. Trotzdem lügt sie, Kunst ist sie nicht, und ich bin sicher, wenn ihre Sätze Brücken wären, würden Sie lieber nicht drübergehen.

D. H. Heißt das, Sie hätten Shakespeare seinen Richard III. untersagt, weil er nicht im historischen Sinn faktentreu ist?

R. W. Zumindest hätten die Erben nach heutigem Recht auf Unterlassung klagen und das Stück mit einer Einstweiligen Verfügung verhindern können.

D. H. Wie konnte ich nur denken, Sie würden sich doch noch zu einer Verherrlichung des Lügens hinreißen lassen!

R. W. Und ob! Und zwar deshalb, weil ich glaube, es gibt Wichtigeres als die Fakten. Ich meine – manchmal, und zwar im Sinne Oscar Wildes. Der feiert, in »Der Verfall des Lügens«, »das Temperament des wahren Lügners mit seinen offenherzigen, unverfrorenen Behauptungen, seiner stolzen Verantwortungslosigkeit, seiner gesunden und natürlichen Verachtung für Beweise jeglicher Art!«

D. H. Und hat er nicht recht mit seiner Feier der wunderbaren, gesunden Gabe des jungen Menschen zur Übertreibung? Allmählich, so fürchtet er, entwickelt dieser die »krankhafte und schädliche Neigung, nur noch die Wahrheit zu sagen«!

R. W. Und nur weil die Öffentlichkeit ein Interesse an den Dingen des Alltags habe, müsse ja nicht gleich die ganze Kunst eine große »Lindenstraße« werden – sagt, wenn ich mich nicht irre, Oscar Wilde.

D. H. Er sagt auch: »Als Methode ist der Realismus ein einziges Fiasko.« Da irre ich mich nicht. Recht hat er, denken Sie nur, wie viele Kunstformen ganz von der Lüge leben: die Fabel, die Verwechslungskomödie, der Schelmenroman, die Legende ...

R. W. Und denken Sie an die Ausstellung all der Lügen innerhalb dieser Gattungen, die geheuchelte Frömmigkeit, die fingierte Bildung, die simulierten Gefühle, der vorgetäuschte Reichtum ...

D. H. In der Oper singt der Sterbende mit dem Dolch im Herzen, und der letzte Seufzer ist ein Dominantsechstakkord.

R. W. Und bedenken Sie: Schon vom antiken Maler Zeuxis heißt es, er habe Blumen so täuschend echt gemalt, dass die Vögel darauf flogen. Das ist Realismus, aber glauben wir ihn?

D. H. Ich war nicht dabei, bin auch vielleicht nicht Vogel genug, um abschließend ...

R. W. Positivist, Skeptiker! Wir verdanken der Lüge so viel!

D. H. Tarnanzüge, Scheinarchitektur, Trompe-l’œil?

R. W. Die letzte Hoffnung der Armen! In Italien wurden zur Zeit der Renaissance Grundsteuern zeitweise nach der Anzahl der Fenster erhoben. Wer verarmte, malte die Fenster auf, mit Blumentopf und Vorhang, damit man es nicht so merkte. Alles in allem eine lukrative Lüge.

D. H. Vielleicht ist es ja mit allem Erkennen gar nicht so anders. Wir bilden uns ein, etwas *an sich* zu sehen, aber es ist immer *für uns*.

R. W. Nietzsche sei Dank, dass Sie es sagen!

D. H. Da brauche ich keinen Nietzsche zu. Selbst in polizeilichen Ermittlungen besteht die Schwierigkeit häufig nicht darin, einen, irgendeinen beliebigen Zeugen zu finden, sondern den zuverlässigen unter den Zeugen. Gesehen haben alle was, nur: Wer sah klar?

R. W. Deshalb sagt das russische Sprichwort ja auch: »Er lügt wie ein Augenzeuge.«

D. H. Aber was wollten Sie da eben noch mit Ihrem Nietzsche?

R. W. Richtig. Er denkt eher erkenntnistheoretisch und meint: Was uns erreiche, das sei ohnehin schon an der Quelle subjektiv und grundsätzlich nichts anderes als die »aus dem Urvermögen der menschlichen Phantasie hervorströmende Bildermasse«.

D. H. Hurra, dann sind wir also alle Künstler, Fälscher, Lügner!

R. W. Genau. Schon indem wir wahrnehmen, fühlen, sprechen. Und Nietzsche beweist uns selbst das in seinem Text »Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn«.

D. H. Da kriegt er es mit der wissenschaftlichen Objektivität zu tun.

R. W. Gerade deshalb schreibt er ganz unverblümt: »Wenn ich die Definition eines Säugetiers mache und dann erkläre nach der Besichtigung eines Kamels: Siehe, ein Säugetier, so wird damit eine Wahrheit zwar ans Licht gebracht, aber sie ist von begrenztem Wert [...] und enthält keinen einzigen Punkt, der ›wahr an sich‹, wirklich und allgemein gültig, abgesehen von dem Menschen, wäre.«

D. H. Daraus folgt?

R. W. Wir fälschen uns die Welt zurecht, schon indem wir die Augen aufschlagen. Ach was, wir fälschen sie schon, bevor wir die Augen aufschlagen.

D. H. Das heißt auch, wir lügen, wenn wir den Mund aufmachen?

R. W. Das heißt sogar, Sie lügen schon, wenn ich den Mund aufmache.

D. H. Mit Verlaub, da bekommt ja die Erkenntnistheorie etwas ganz Existenzielles.

R. W. Und ob. Alle unsere Täuschungen, Verblendungen, Fehlleistungen verdichten sich zu einem Bild des Lebens. Wir bewohnen eine Fata Morgana!

D. H. Die Liebe, die Schuld, die Gerechtigkeit – alles Täuschungen?

R. W. Die Geburt, der Tod ...

D. H. Ich *wurde* geboren, die genauen Umstände sind mir nur im Moment entfallen.

R. W. Gewiss, und diese Tatsache erleichtert es mir sehr, hier mit Ihnen zu reden. Aber gehört es nicht vielleicht doch zu den existenziellen Lügen, es sei ein Glück, dass wir geboren seien, und es nähme mit uns ganz sicher ein glückliches Ende?

D. H. Meinen Sie ein bloß glückliches Ende oder ein »Happy End«?

R. W. ... nee, es sollte schon happy sein.

D. H. Also hübsch verlogen. Es endet nämlich nicht happy. Nie.

R. W. Aber manchmal wenigstens ehrlich. Um endlich wieder auf die Frage nach der Kunst und der Lüge zurückzukommen: Ich erinnere mich da gerade an einen Roman, der seine eigenen Lügen oder Fabrikationen schließlich auflöst, das Futter gewissermaßen nach außen wendet ...

D. H. Sie meinen, so wie Brecht in seinen Dramen gegen die Ideale, die Illusionen und Lügen mit den Waffen des Verfremdungseffekts vorgeht? Den konnte ich schon in der Schule nicht leiden.

R. W. Schlichter, ich meine Samuel Beckett mit seinem Schluss des Romans »Molloy«: »Dann ging ich in das Haus zurück und schrieb, ›es ist Mitternacht. Der Regen peitscht gegen die Scheiben.‹ Es war nicht Mitternacht. Es regnete nicht.«

D. H. Einverstanden, statt Happy Ending ein geglückter Anschlag auf die Leichtgläubigkeit.

R. W. Samt einer Reduktion auf das Elementare: Text ungleich Welt. Wenn der Held eines Romans im Gewitterregen durch Chicago irrt, wird es uns daheim ja auch immer gemütlicher. Weil der Autor uns belügt? Nein. Weil wir lügen, indem wir so tun, als ginge uns die Situation seiner Figur zu Herzen.

D. H. ... zugleich aber eigentlich lieber belogen werden wollen.

R. W. Gewiss, und aus diesem riesigen Bedürfnis nach der Lüge haben sich ganze Gattungen der Lügengeschichten entwickelt, Facezien und Schwänke, verarbeitet nach den Mustern von Ur-Vater Lukian, und alle kommenden Lügenhelden wie Eulenspiegel, Finkenritter, Renomist, Horribilicribifax, Schellmuffsky und Münchhausen nicht zu vergessen. Jetzt meine ich die Figur, nicht den realen Mann. Der Arme hat übrigens, wo er auch beschrieben

wird, kaum je eine psychologische Zeichnung erhalten. Er war buchstäblich nur durch seine Geschichten, er *ist* Sprache ...

D. H. ... und verdrängt und kompensiert also nicht, er macht uns bloß ein X für ein U vor.

R. W. Ein tapferes Aufschneiderlein also – doch wenigstens war sein Schöpfer ein realer Baron.

D. H. Sicher?

R. W. Ja, denn Autoren lieben nun mal den Hochstapler, Lügner, Schwindler, Trickbetrüger, Leute wie Barry of Barryogue bei Thackeray, Julien Sorel bei Stendhal, der Hochstapler Felix Krull bei Thomas Mann, Baron von Gaigern in Vicky Baums »Menschen im Hotel«, Wedekinds Marquis von Keith ...

D. H. Es reicht. Aber Sie wollen mir hoffentlich nicht erzählen, unter Schriftstellern, professionellen Schwindlern also, ginge nicht doch der Stoff bisweilen auch auf den Verfasser über.

R. W. Wie Signora Sangumetta oder Miss Corinna.

D. H. Mir unbekannt.

R. W. Eine Kunstreiterin, die im Umfeld von Leopold von Sacher-Masoch auftaucht.

D. H. Die »Venus im Schafspelz«? Aber waren Sie nicht bei den Lügen der Autoren?

R. W. Geduld. Signora Sangumetta oder Miss Corinna trat fünfzehn Jahre als Reiterin auf, war aber ein Mann, und zwar der 1840 in Schönberg an der mährisch-schlesischen Grenze geborene, 1892 in Karlsruhe gestorbene Emile Mario Vacano, Verfasser von über hundert Romanen, dessen Spur sich im Kloster verliert, wo er als Nonne verschwand. In seinen autobiographischen Schriften tritt er als Speranza auf, als »schmucker Junge« und zugleich als »eitles Mädchen«, samt Liebhaber Emmerich Graf Stadion.

D. H. Der hieße heute AOL-Arena.

R. W. Sie sind unseriös.

D. H. Ich will Sie ja nur von Ihren Anekdoten und Fußnoten abbringen. Denn irgendwie hänge ich doch noch unseren grundsätzlicheren Überlegungen nach. Denken Sie doch mal im größeren Horizont: Seit Platon gibt es einen Zusammenhang zwischen Kunst und Lüge. Der Kunst bedeutet das Leben vor allem Rohmaterial, sie erfindet, träumt, fantasiert, aber ernsthaft: Ist Lüge der richtige Begriff? Will sie uns denn täuschen, die Kunst? Und wenn: Lügt sie nicht im Dienst der Wahrheit?

R. W. Jetzt lass misch nisch lüjen, aber der französische Moralist Joubert hat gesagt: »Täuschung auf dem Grund der Wahrheit, das ist das Geheimnis der schönen Künste.«

D. H. Aber fabriziert sie nicht eher, die Kunst, als dass sie lügt?

R. W. Nennen Sie es, wie Sie wollen, und vermiesen Sie mir das schöne Feld des Lügens nicht durch Hinweise auf Terminologien, Enzyklopädien, Wissenschaft. »O Ihr Männer der Wissenschaft«, hat Oscar Wilde auch gestöhnt, »lasst mir meine Väter im Paradies, so will ich euch die euren im Zoologischen Garten lassen!«

D. H. Ein Aperçu, das er wohl kaum auf dem Krankenbett formuliert hätte. Da ist uns die wissenschaftliche Form der Wahrheit in der Regel lieber.

R. W. Und die poetische Form der Einbildung dennoch unverzichtbar. Hören Sie noch einmal Oscar Wilde: »Wir wissen nicht, wer als Erster, ohne jemals mit auf die raue Jagd gezogen zu sein, den staunenden Höhlengenossen in der Abenddämmerung davon erzählte, wie er das Riesenfaultier aus dem purpurnen Dunkel seiner Japsishöhle zerrte oder das Mammut ganz allein erlegte und dessen goldschimmernde Stoßzähne ganz allein heimtrug [...] Wer auch immer es war und zu welchem Stamm er gehörte, fest steht, dass er der wahre Begründer des geselligen Austauschs war. [...] Er ist das eigentliche Fundament der zivilisierten Gesellschaft.« Der Lügner.

D. H. So gerne ich zum Fundament der Gesellschaft gehörte – es gibt auch ein Leben ohne goldschimmernde Stoßzähne.

R. W. ... oder dieses schöne Beispiel, als er sich gegen die Sonnenuntergänge auflehnt, sie seien völlig aus der Mode, gehörten in die Zeit, als William Turner der letzte Schrei der Malerei war. »Erst gestern Abend«, so Wilde, »drängte Mrs.Arundel mich, ans Fenster zu kommen und den, wie sie sagte, grandiosen Himmel zu betrachten. [...] Aber was bekam ich zu sehen? Einen bestenfalls zweitklassigen Turner aus einer seiner schlechtesten Phasen.«

D. H. Aber wir leben nicht in einem Turner, sondern unter einem realen Himmel.

R. W. Woher dieser freudlose Wille zur Wahrheit? Selbst Robert Walser, der schließlich an der Welt im Wortsinn irrewurde, plädierte gern für ein Theater der Lüge, und das aus guten Gründen.

D. H. Wollen Sie mir gerade beibringen, dass ich mich ein Bühnenleben lang geirrt habe, als ich dachte, es lohne sich, einer so altmodischen Schönheit wie der Wahrheit nachzujagen?

R. W. Um Himmels willen, gepriesen seien Sie für Ihr Jagen! Robert Walser meint es anders, er schrieb: »Die Bühne übt, wenn sie Wahrheiten ausklopft, einen verschüchternden Einfluss aus; wenn sie aber, was sie etwa früher noch ein bisschen getan hat, goldene, ideale Lügen in großer, unnatürlich-schöner Form ausspinnt, so wirkt sie aufreizend und ermunternd und fördert wiederum die schönen, krassen Gemeinheiten des Lebens. Man ist dann eben im Theater gewesen und hat sich an einer fremden, edeln, schönen, sanften Welt berauscht. Gebt Acht mit euern ungezügelten Naturstücken,

dass das Leben nicht eines Tages versickert. Ich bin für ein Lügentheater, Gott helfe mir.«

D. H. Ich bitte Sie! Um ein »Theater der Lüge« brauchen wir doch nun wirklich nicht zu ringen. Schließlich haben wir das Fernsehen! Fünfhundert Jahre Kunstgeschichte fragen: Imitiert die Kunst das Leben oder macht das Leben die Kunst nach? Zwanzig Jahre deutscher Fernsehfilm antworten: Die Kunst imitiert das Kunstgewerbe, das Leben muss leider draußen bleiben.

R. W. O ja. Erste Szene: Die rüstige mittfünfzigjährige Perle, abgeschliffen im Rollenfach der Perle, stürmt im klassischen Perlen-Habit in ein Schlafzimmer voll gedämpften Rama-Lichts, öffnet die Vorhänge – oh, goldener Morgen im Ruhrgebiet! – und ruft: »Es ist neun Uhr, Herr Bergmann!«

D. H. Warten Sie, und Herr Bergmann, der seidene Juniorchef, räkelt seine deutsche Fernsehphysiognomie in den Firmen-Kissen und stümpert sich in die Dialoge ... Jawohl, die mittelständische deutsche Industrie lebt nach dem Vorbild der Feudalherren des Ancien Régime, wo degenerierte Junggesellen in ungesunder Kohabitation mit starkknochigen Dienstweibern aufwachsen und ihre Individualität ausleben lernen.

R. W. Ach, Deutschland.

D. H. Ach, Lebenslüge.

R. W. Ach, richtig, wir waren beim »Theater der Lüge«.

D. H. Wie wäre es denn mit einer verführerischen Lebenslüge? Mitten im »ungezügelten Naturstück«!

R. W. Sie Connaisseur, Sie denken an Ibsens »Wildente«.

D. H. Ein Dichter des Realismus, mein Lieber, und wie sagt sein Stellvertreter im Stück: »Eh ich's vergesse, gebrauchen Sie doch nicht das Fremdwort: Ideale. Wir haben ja das gute einheimische Wort: Lügen.«

R. W. Aber er sagt auch: »Wenn Sie einem Durchschnittsmenschen seine Lebenslüge nehmen, so bringen Sie ihn gleichzeitig um sein Glück.«

D. H. Ich lasse Ihnen ja Ihr Glück.

R. W. Sehen Sie, schon der Durchschnittsmensch ist eine Lüge.

D. H. Vielleicht ist der Durchschnittsmensch der glücklichere Mensch, vielleicht ist er es gar kraft seiner Lebenslüge, seines Selbstbetrugs?

R. W. Sie haben die Rechnung ohne die Psychologie gemacht. Die ist ja so etwas wie der erweiterte Arm des Calvinismus. Die Seelenklempnerei sagt gleich: Selbstbetrug führt zu Phobien, Idiosynkrasien, Depressionen ...

D. H. Ein Streitfall zwischen Psychologie und Psychotherapie. Denn Alfred Adler schrieb ehemals, wer sich »selbst überschätze, sei großzügiger und hilfsbereiter«, als wer sich selbst gut kenne.

R. W. Also: »Lasst mein Herz an einer Lüge sich berauschen«, sage ich mit Baudelaire.

D. H. Da mache ich mit und sehe zu, wie wir beide immer besser werden, immer großherziger, immer ... Sitzen Sie gut? Könnten Sie ein Kissen brauchen?

R. W. Eine Wärmflasche, Hildebrandt? Sie sollen nicht strategisch lügen, sondern selbstlos, gerne auch einfältig.

D. H. So einfältig wie die Werbung, z.B. für Lebensmittel? Gesundheit auf dem Löffel?

R. W. Wieso, Vitamine und Naschen, das ist doch etwas Feines!

D. H. Oje, Sie glauben wohl auch noch, dass Mars mobil macht. Sollten Sie eines der Opfer der Werbung sein, die Irrtümer, Halbwahrheiten und Legenden der Lebensmittelindustrie fleißig am Leben erhält?

R. W. Das kann ich mir nicht vorstellen. Ich ernähre mich bewusst!

D. H. Na, dann erzählen Sie mal!

R. W. Zum Beispiel mit Kopfsalat.

D. H. Obacht! Der weist schon einen Tag nach der Ernte kaum mehr einen einzigen Wertstoff auf, und wenn Sie den Salat nach 19 Uhr essen, ist er gar nicht mehr gesund. Denn dann bleibt ein Teil des Salats bis zum nächsten Morgen unverdaut im Darm, gärt dort, Alkohol bildet sich, und die Leber wird belastet.

R. W. Salat macht betrunken? Na so was! Dann sag ich mal: Karotten machen gute Augen.

D. H. Falsch! Sie können so viele Karotten essen, wie Sie wollen, Ihre Brille werden Sie nicht los, und die verhindern auch nicht, dass Sie eine bekommen. Eine einzige Ausnahme gibt es: Karotten enthalten jede Menge Vitamin A, und Vitamin-A-Mangel kann das Dämmerungssehen beeinträchtigen.

R. W. Sehen Sie!

D. H. Na ja, so ein Vitamin-A-Mangel kommt nur bei extremer Mangelernährung vor. Wir nehmen genug Vitamin A über unsere normale Nahrung auf.

R. W. Hm. Also weiter: Milch macht müde Männer munter.

D. H. Uralter Werbeslogan der Milchwirtschaft. Milch hat keine anregende Wirkung, ist aber eine gute Eiweißquelle und hebt als solche die Stimmung – bei Männern und Frauen.

R. W. Lakritz macht spitz.

D. H. Wer hat Ihnen denn das erzählt? Das Gegenteil ist der Fall! Männer, die zehn Tage lang mehr als fünfzig Gramm Lakritz essen, haben deutlich niedrigere Testosteronwerte als Lakritzabstinenzler. Zur Beruhigung: Diese Wirkung ist vollständig reversibel. Geben Sie auf?

R. W. Bananen machen fröhlich?

D. H. Das ist richtig! Bananen aktivieren körpereigene Glückshormone. Sehr gut, Willemsen!

R. W. Jetzt seien Sie mal nicht so gönnerhaft! Und bilden Sie sich bloß nicht ein, ich wüsste nicht, dass Spinat nicht so viel Eisen enthält wie oft behauptet.

D. H. Sieh an!

R. W. Ich weiß sehr wohl, dass Gustav von Bunge, als er im Jahr 1890 den Eisengehalt von Spinat bestimmte, einen Messfehler machte und sein Ergebnis, 35 Milligramm Eisen pro hundert Gramm Spinat, sich fälschlicherweise in den Köpfen der Gesundheitsfanatiker einnistete.

D. H. Und auf das Spinathersteller auf ihren Verpackungen immer noch gerne anspielen. Wissen Sie auch, dass Light-Produkte nicht

immer leicht sind? Dass probiotische Joghurts nicht immer der Darmflora helfen und dass man von Vitaminprodukten krank werden kann?

R. W. Erstaunlich, welche Blüten der Etikettenschwindel treibt! Aber die Verkaufsförderung ist dem Kaufmann heilig, bei jedem Produkt.

D. H. Da haben Sie recht. Schon Balthasar Gracian schreibt 1647 in seiner »Kunst der Weltklugheit«: »Die Dinge gelten nicht für das, was sie sind, sondern für das, was sie scheinen. Wert haben und ihn zu zeigen verstehn, heißt zweimal Wert haben. Was nicht gesehn wird, ist, als ob es nicht wäre. [...] Eine gute Außenansicht ist die beste Empfehlung der inneren Vollkommenheit.«

R. W. Das wird einem heutzutage sogar für die eigene Außenansicht dauernd eingeredet. Hat Ihnen noch nie eine Verkäuferin ein mintfarbenes Poloshirt vor den Wanst gehalten und mit treuherzigem Augenaufschlag versichert, Sie seien der »Frühlingstyp«?

D. H. Das soll sie nur wagen!

R. W. Apropos Wagen. Ich glaube, die Spitzenposition bei den Verkäuferlügen nimmt der Gebrauchtwagenhändler ein, was meinen Sie?

D. H. O ja, schon das Vokabular lässt einen schwindeln. Ich sage nur: Topzustand.

R. W. Technisch einwandfrei!

D. H. Echter Blickfang!

R. W. Unfallfrei!

D. H. Gebrauchsspuren? Klar, aber dem Alter entsprechend.

R. W. Eigentlich ist ein hübsch aufpoliertes Image doch auch nichts anderes als so eine glänzende Außenansicht.

D. H. Sie meinen diese tollen Geschichten, mit denen Promis und solche, die es werden wollen, eine ganze Boulevard-Branche ernähren?

R. W. Jawoll. Kennen Sie Sido?

D. H. Klar, heißt eigentlich Paul Würdig, Berliner Rapper, bei dem Label »Aggro Berlin« unter Vertrag. Lief gerne maskiert rum. »Sido« ist ein Akronym und steht für »Superintelligentes Drogenopfer«.

R. W. Er selbst sagt doch für »Scheiße in dein Ohr«.

D. H. Das war früher. Irgendwann hat er sich etwas Neues einfallen lassen. Sie wollen auf seine Aggro-Image-Lüge hinaus? Vorsicht, Willemsen, handeln Sie sich bloß keine Aggro-Klage ein.

R. W. Dann bin ich mal ganz vorsichtig: Dem Künstler nahe Kreise haben verlautbart, Paul Würdig sei nicht, wie behauptet, wegen Drogenmissbrauchs von der Schule geflogen, sondern habe brav sein Abitur gemacht und sogar eine Ausbildung zum Kindergärtner angefangen.

D. H. Da sehnt man sich nach den unschuldigen Lügen eines Roger Moore zurück, der bekannte: »Ich gebe ungern Interviews, weil ich immer Schwierigkeiten habe, mich an die Lügen zu erinnern, die ich beim letzten Mal erzählt habe.«

R. W. Robbie Williams hat beim letzten Mal gesagt: »Ich bin der einsamste Mensch der Welt ...«

D. H. Das glaube ich ihm.

R. W. »Ich war noch nie verliebt ...«

D. H. Kann doch sein.

R. W. »Ich bin schwul und mit meinem Songwriter liiert.«

D. H. Klingt unwahrscheinlich. Aber finanziell hat es sich gelohnt: Einsame Herzen, Verliebte, Schwule – alle haben Robbies Alben gekauft. Also lügen Popstars uns auf profitable Weise an.

R. W. Es gibt ganze Berufsbilder, die ohne Lüge nicht denkbar wären: Der Moderator, der aufs Papier blickt, dabei kommen die Nachrichten

aus dem Teleprompter, der Sänger, der sich das Herz aus dem Leibe schreit, dabei kommen die Töne vom Band ...

D. H. ... der Trompeter, der nur die Backen aufbläst, die Heiratsvermittlerin, die jeden Tag sagen muss: Sie sind doch ein attraktiver Mann ...

R. W. ... die Pornodarstellerin, die jeden Tag furchtbar erregt tut, der Bestattungsunternehmer ...

D. H. Bestattungunternehmer? Wen soll der denn unter die Erde lügen?

R. W. Die Bestattungsfunktionäre, die verbreiten, massenweise Urnen würden in niederländische Grachten entlehrt, ja, auch ganze Urnen würden dort reingeschmissen, wie sich bei jeder Grachtenreinigung herausstelle.

D. H. Ich verstehe nicht ...

R. W. Die Würde des Menschen in der Urne und in der Gracht sei unantastbar, aber schwer verletzt ...

D. H. Kommen Sie zu Potte.

R. W. Geschmackvoll, wie Sie das sagen. Jedenfalls geht der Chefredakteur der Fachzeitschrift »Postmortal« dem Ganzen nach und findet heraus, dass man in Holland nie davon gehört hat. Es

handelt sich bei der Mär von den Grachten-Urnen bloß um eine »gezielte Kampagne der Bestattungsindustrie«, gerichtet gegen die Liberalisierung des Friedhofszwangs und die Ausstreuung der Verblichenen in freier Natur.

D. H. Ich wusste um die Verbreitung der Lüge weltweit, hätte aber nie gedacht, ihr auch im Schlamm niederländischer Grachten zu begegnen.

R. W. Immerhin nicht persönlich.

D. H. Man kann ja fast froh sein, dass sich die Bestattungsindustrie keine Märchen über die Holländer, ihre Coffeeshops und das Feuerbegräbnis ausgedacht hat.

R. W. Hildebrandt, bleiben Sie ernsthaft!

D. H. Na gut, ich habe hier eine ernsthafte Warnung für Sie: Was würden Sie denken, wenn man Sie einen »kontaktfreudigen Menschen« nennt? Wenn man Ihnen »Einfühlungsvermögen« bescheinigt, dazu ein »gesundes Selbstvertrauen«, und Ihnen sagt, dass Sie »mit ihrer fröhlichen Art« das Klima verbessern?

R. W. Hm, sollte ich einen Hinterhalt vermuten?

D. H. Jawohl, zumindest, wenn diese Komplimente in Ihrem Arbeitszeugnis auftauchen. Sie bedeuten nämlich im Klartext, dass

Sie ein Fummler sind, ein völlig übersteigertes Selbstwertgefühl haben und dazu ein mittleres Alkoholproblem.

R. W. Das ist ja erschreckend.

D. H. Aber keine Sorge, wenn Sie sich auf eine verlockende Stelle bewerben wollen, dann frisieren Sie Ihr Zeugnis einfach ein bisschen.

R. W. Das ist Urkundenfälschung!

D. H. Ach was! Bewerben heißt Werben. Sie haben einmal einen Praktikanten eingearbeitet? Das klingt verdammt nach Personalverantwortung! Sie waren auf einem Rhetorik-Wochenendseminar in Lüttich? Dann haben Sie wohl ein Semester Darstellende Künste im Ausland studiert. Ich rate Ihnen zu exotischen Sprachkenntnissen – klingt gut und kann fast nicht überprüft werden. Legen Sie sich einen Doktortitel zu! Wenn Sie nach Originalzeugnissen gefragt werden, können Sie sich immer noch auf einen Wohnungsbrand oder einen Diebstahl berufen.

R. W. Aber wenn ich den Job bekomme, wird schnell auffallen, dass ich keine Ahnung habe.

D. H. Ach was, Michael Raumer z.B. hat zwar nur die Realschule bis zur neunten Klasse besucht, aber mit einem gefälschten Doktortitel und einem falschen Informatikstudium hat er es bis zum Verantwortlichen für vier IT-Bereiche in der Bafin gebracht.

R. W. Bafin?

D. H. Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht. Zum Dank für das Vertrauen hat er offenbar 6,8 Millionen Euro veruntreut. Auch im Innenministerium wurde ihm ein Job angeboten.

R. W. Der Mann muss erstaunliche soziale Kompetenzen haben.

D. H. So schwer ist Hochstapeln im Job nicht. Zuerst einmal ist wichtig, dass Ihr Chef Sie für fleißig hält. Sie haben aber keine Lust, jeden Abend abzuwarten, bis er gegangen ist? Dann hängen Sie einfach eine Jacke über Ihren Stuhl, lassen Sie den Rechner an, die Akten aufgeschlagen und gehen Sie ins Kino. Ihr Chef wird beim Gehen das Büro kontrollieren und denken, dass das fleißige Arbeitsbienchen nur kurz ausgeflogen ist, um sich mit ein bisschen Junkfood für die Nachtschicht zu versorgen. Als Dreingabe können Sie ihm noch um 22 Uhr 48 eine zeitgeschaltete E-Mail schicken.

R. W. So macht man Karriere?

D. H. Ein bisschen mehr ist schon nötig: Blocken Sie lästige Kontakte ab, die Sie nicht weiterbringen. Ein Telefon mit Nummernanzeige ist hier Gold wert. So gewinnen Sie Zeit, sich um Relevantes zu kümmern, z.B. Ihrem Chef zu vermitteln, dass Sie sein wichtigster Mitarbeiter sind.

R. W. Wie mache ich das?

D. H. Sie reden ihm nach dem Mund, plustern kleine Hürden zu großen Hindernissen auf, die Sie überwunden haben. Sie loben in Nebensätzen das »Entwicklungspotential« von Kollegen, das sieht kollegial *und* kompetent aus. Und das Wichtigste: Sie lassen hin und wieder mal fallen, dass die Konkurrenz sich für Sie interessiert. Wenn Sie das alles gemeistert haben, dann haben Sie die wichtigste Qualifikation für den Chefposten schon erlangt: Sie können lügen.

R. W. Kann ich mir denn nicht wenigstens als Chef die Wahrheit leisten?

D. H. Im Gegenteil! Euphemismen und Lügen werden immer wichtiger. Bedenken Sie, mit wem Sie es zu tun haben: Mitarbeiter, Betriebsrat, Aktionäre, Presse – denen können Sie unmöglich die Wahrheit sagen.

R. W. Den Aktionären wohl nicht, zumindest nicht immer.

D. H. In den seltensten Fällen! Ein enttäuschender Börsengang? Da ist Schönreden angesagt! Sätze wie »unsere Aktie hat das Zeug zur

Volksaktie« klingen positiv und sind völlig unverbindlich. Ein schlappes Geschäftsjahr? Ein »ausgeglichenes Ergebnis« erzielt zu haben, kann man immer behaupten, und das ist schließlich eine »echte Win-Win-Situation«.

R. W. Und meine Mitarbeiter muss ich auch anlügen?

D. H. Gerade die! Sie wollen früh Feierabend machen? Da helfen aushäusige Termine. Sie haben eine langweilige Aufgabe zu vergeben? Kündigen Sie »eine echte Herausforderung« an. Und sollten Sie sich dämlich angestellt und einen miesen Abschluss hingelegt haben, dann ist es angeraten, sich »aufs Kerngeschäft zu konzentrieren«, die »Verfettung der Verwaltung« zu beenden, das Unternehmen zu »verschlanken«, denn es »braucht Luft zum Atmen«. Schweren Herzens müssen Sie im Dienste der Unternehmensgesundheit Leute entlassen – ich meine natürlich »Mitarbeiterressourcen freisetzen«.

R. W. Und dann werde ich als Chef selbst mit einem falschen Lebenslauf belogen, und alles fängt von vorne an.

D. H. So blöd sind Sie natürlich nicht. Sie machen bei Ihren Bewerbern einfach ein bisschen »Background Screening« und engagieren einen Lebenslaufschnüffler. Der findet die taube Bewerbernuss für Sie.

R. W. Und was ist mit meiner Menschenkenntnis und dem ersten Eindruck, für den es keine zweite Chance gibt. Darf ich mich darauf

gar nicht verlassen?

D. H. Auf keinen Fall!

R. W. Wenn ich all diese Lügen sehe, dann muss ich an Georg Büchner denken, der sagte: »Der Mensch ist ein Abgrund, es schwindelt einen, wenn man hinunterblickt!«

D. H. Ja, der Mensch schwindelt, dass es einen schwindelt. Offenbar kommt die Menschheit ohne Lüge nicht aus. *(zum Publikum)* Tja, meine Damen und Herren, es tut mir leid, dass wir Ihnen bisher keine bessere Nachricht über unsere Spezies überbringen können. Mir tut es auch deswegen leid, weil ich Sie ins Herz geschlossen habe. Es tut weh, solch guten Menschen schlechte Nachrichten überbringen zu müssen.

R. W. Hildebrandt! Wie wäre es wenigstens mit einer niedrigeren Dosierung Ihrer Höflichkeitslügen. Die Wahrheit ist, dass wir zunächst haben feststellen müssen, wie sich die Lüge in der Schöpfungs-, Religions- und Kirchengeschichte verankert. Wir sind ihr dann auf beinahe allen Feldern menschlichen Schaffens begegnet. Jetzt lassen Sie uns lieber mal überlegen, ob wir im Kreise der Schöpfung vielleicht Wesen finden, die mehr der Wahrheit zugeneigt sind als wir, die langnasige Krone der Schöpfung.

D. H. Die Schlange fällt ja wohl schon mal aus, und ich fürchte, auch der Rest der Tierwelt steht uns in Sachen Schwindel nicht nach.

R. W. Das bestreite ich. Tieren ist das Lügen fremd. Kein Tier hat je den Apfel der Erkenntnis verspeist, und so ist das Tierreich von der Erbsünde bzw. -lüge verschont geblieben. Sie erinnern sich an die »Sprechenden Tiere von Elberfeld« von Carl Stumpf? Den »Klugen Hans«, das rechnende Pferd?

D. H. Denen wurde zumindest unterstellt, all ihr scharrendes und klopfendes Buchstabieren und Rechnen sei eine einzige Lüge.

R. W. Und dabei haben weder Carl Stumpf noch seine Tiere gelogen, denn diese haben nur den Gesichtsausdruck und die Körpersprache ihres Gegenübers zu deuten gewusst und so das Ergebnis erraten.

D. H. Ach was, ich meine nicht den armen »Klugen Hans«, der übrigens wohl trotz aller Klugheit auf einem Schlachtfeld des Ersten Weltkriegs geendet ist. Aber was das Paradies angeht, ist es bei den Tieren genau wie bei den Menschen: Die Biologie entlarvt den Mythos. Darwins Enkel haben entdeckt: Die Evolution begünstigt nicht nur Anpassung, sondern auch Tarnung, Täuschung und Lüge.

R. W. Denken Sie etwa an die unschuldigen Tarnungsmanöver der kleinen, zarten Blattheuschrecke, die sich als Blatt ausgibt, weil sie sonst keine Chancen gegen die großen, starken, hartschnäbeligen Vögel hätte? Oder an das lustige Seepferdchen, das mit seinen filigranen Auswüchsen vorgibt, eine Alge zu sein, um seine gierigen Feinde zu täuschen? Diese harmlosen Geschöpfe – im Kampf ums Dasein chancenlos ohne ihre Tarnung – als Lügner zu bezeichnen, finde ich zu hart.

D. H. Wann hätten Sie je meinen Kampf ums Dasein so milde beurteilt?

R. W. Auch die clevere Maskenkrabbe, die mit ihren kleinen Scherenfüßen unermüdlich Algen und Schwammstücke als Tarnmaterial zusammenklaubt und es an den praktischen Häkchen auf ihrem Rücken befestigt, würde ich nicht gern als Lügnerin gebrandmarkt sehen. Oder die vielfarbigen, schwerelosen Schmetterlinge, die sich auf einem Pflanzenstängel anmutig so gruppieren, dass sie einer Blüte ähneln – sollen diese zauberhaften Geschöpfe Lügner sein?

D. H. Was sagen Sie zu dem stinkenden Opossum, das sich bei Gefahr tot stellt, seine Augen glasig werden lässt, um den ahnungslosen Gegner mit seinem übel riechenden Sekret zu bespritzen?

R. W. Eine kleine Täuschung angesichts großer Gefahr, aber doch keine Lüge!

D. H. Der südamerikanische Lidblasenfrosch, der seine Feinde mit einem Hintern wie ein Schlangenkopf erschreckt?

R. W. Eine banale Maskerade.

D. H. Der Regenpfeifer, der einen gebrochenen Flügel vorspielt, um seinen Feind vom eigenen Gelege wegzulocken?

R. W. Kein Lügner. Ein unschuldiger Trick, um das wehrlose Gelege zu schützen!

D. H. Finden Sie es auch so unschuldig, wenn ein Glühwürmchenweibchen mit falschen Signalcodes Lust auf Sex vorspielt, um das animierte Männchen dann zu verspeisen?

R. W. Unappetitlich.

D. H. Hähne hingegen machen es andersherum: Sie rufen: »Achtung, meine lieben Hennen, ich habe hier ganz viele fette Würmer für euch gefunden, kommt her und tut euch gütlich daran.« Und wenn die Hennen dann gackernd angerannt kommen, werden sie von den Hähnen zum Sex genötigt.

R. W. Muss ich mir merken.

D. H. Die Primaten gehen fremd und unterdrücken jeden Lustlaut dabei, damit es niemand merkt! Affenjunge sind besonders raffiniert: Sie stoßen Angstschreie aus, um ihre Mütter dazu zu bewegen, einen anderen Affen zu verjagen. Mit dem Ziel, sich das attraktive Futter des Kollegen unter den Nagel zu reißen!

R. W. Ohne Essen auf dein Zimmer!, würde ich sagen.

D. H. Die indonesische Orchideenmantis hat einen grünen Strich mitten auf dem Leib und sieht damit aus wie zwei übereinander

liegende Blüten. Der Mantis-Umriss ist für ihre Beutetiere nicht mehr signifikant. Sie werden achtlos, nähern sich ... den Rest können Sie sich denken.

R. W. Warum nur enden alle Ihre Geschichten im Maul?

D. H. Mit Verlaub, sie enden im Arsch. Das ist die Natur von Naturgeschichten. Mir bleibt jedenfalls nur desillusioniert festzustellen: Die Lüge ist offenbar überall. Nicht nur kein menschliches Streben nach Wahrheit, Wahrhaftigkeit, Schönheit oder Sinn ist von ihr unbefleckt. Selbst im Tierreich sieht es nicht besser aus. Für Fressen, Sex und Arterhaltung wird getäuscht und gelogen, dass die Schwarte kracht. Wenn sie könnten, würden Warzenschweine sicher ihre Warzen überschminken, Trüffelschweine Zertifikate für Trüffel fälschen, und am Ende werden wir noch entdecken, dass selbst die Pflanzen lügen ...

R. W. ... dass die Trauerweide nicht trauert und der Goldregen nicht mal Blech regnen lässt, klar.

D. H. Wir geben ihnen irreführende Namen. Aber lügende Pflanzen?

R. W. Glauben Sie mir: Die Orchidee macht aus sich ein Wespenweibchen und lockt damit den liebestrunkenen Wespenmann zwischen ihre geilen Blütenblätter, damit er sie bestäube. Sie mögen das verlogen finden, aber für eine Bestäubung ...

D. H. Sie landen noch auf dem Strich mit Ihrer Vorliebe für die Bestäubung.

R. W. Sie haben sich auch nicht durch Zellteilung vermehrt, lieber Hildebrandt, und ich möchte nicht wissen, wie oft Sie das Wespenmännchen haben machen müssen, um ...

D. H. Sie vergehen sich an meiner Aufrichtigkeit! Nie nie nie habe ich den äußeren Umriss der Orchideenmantris angenommen.

R. W. Das zu beglaubigen überlassen wir lieber Ihren Beutetieren. Aber Gott bewahre, ich finde Sie ja selbst im unaufrichtigen Zustand ganz attraktiv, und irgendwie fällt mir – nein, ich sehe Sie nur zufällig an – noch Ophrys insectifera ein ...

D. H. Verschonen Sie uns mit Ihren Abarten!

R. W. Eine Pflanze, Hildebrandt, auch »Fliegenragwurz« genannt, klein, selten, elegant und mit einer Blüte, die der Gestalt einer schmalen Fliege nachgebildet ist, und das so täuschend ähnlich, dass die Fliegen die Blüte so fürchterlich ran nehmen, also so fürchterlich ...

D. H. Ja!

R. W. ... dass sie mit dem Kopf immerzu gegen die Pollenpakete rammeln, bis der Pollen am Kopf hängenbleibt und beim Besuch der nächsten Blüte dann dort zurückgelassen wird. Sie schweigen?

D. H. Ich bin noch ganz bestäubt von Ihren Ausführungen.

R. W. Dann seien Sie froh, dass ich nicht Ihre Venusfalle bin.

D. H. Ich mache mir im Gegenteil Sorgen, dass Sie auch noch der Sonnenblume vorhalten, so zu tun, als habe sie eine einzelne Blüte, dabei ...

R. W. ... organisiert sie ihre Samen nur so, dass es aussieht, als sei es eine, und so lockt sie Insekten ...

D. H. ... und grüne Parteipolitiker an. Wenn die wüssten, dass sie sich zum Emblem ausgerechnet eine lügende Pflanze gewählt haben!

R. W. Vielleicht, weil sie meinten, die botanische Welt sei von der Erbkrankheit aller Lebewesen unbefleckt.

D. H. Da waren sie zumindest einmal in der Mehrheit.

R. W. Franz Grillparzer schrieb sogar mal ein Drama mit dem Titel »Weh dem, der lügt«, und da dichtet er munter drauflos:

»Wahr ist die ganze kreisende Natur;
Wahr ist der Wolf, der brüllt, eh er verschlingt,
Wahr ist der Donner, drohend, wenn es blitzt,
Wahr ist die Flamme, die von fern schon sengt,
Die Wasserflut, die heulend Wirbel schlägt;

Wahr sind sie, weil sie sind, weil Dasein Wahrheit.«

D. H. Also, Ihr Dasein ist ganz gewiss nicht Wahrheit, und was den Rest der Schöpfung angeht ...

R. W. »Was bist denn du, der du dem Bruder lügst, Den Freund betrügst, dein Nächstes hintergehst? Du bist kein Tier, denn das ist wahr ...«

D. H. Unwahr!

R. W. »Kein Wolf, kein Drach', kein Stein, kein Schierlingsgift: Ein Teufel bist du, der allein ist Lügner, Und du ein Teufel, insofern du lügst.«

D. H. Was regt denn dieser Grillparzer sich so auf? Die reine Natur hier, der verlogene Homo sapiens dort – dieser Widerspruch stimmt doch gar nicht!

R. W. Zur Lüge gehört vielleicht Bewusstsein, und schärfer noch: Planung. Setzen wir das voraus, sind wir die einzigen möglichen Lügner. Aber sonst: Wir mögen ja zetern und uns auf unsere angebliche »Wahrheitsliebe« berufen, aber wo es um Hunger und Liebe geht, gibt es in der ganzen Schöpfung Kreaturen, denen alles wichtiger ist als ausgerechnet die Wahrheit. Schauen Sie sich die Schöpfung doch nur an: Was für ein wunderbarer Kosmos der Lüge, bunt wie die Tiefseewelt, reich wie ein Korallenriff ...

D. H. Nicht für den, der drin ertrinkt.

R. W. ... diese Formenvielfalt, dieser Variantenreichtum, die Kostüme und Masken ...

D. H. Lauter Euphemismen für Verrat, Betrug, Intrige, Hinterlist, Täuschung, Blendung, Propaganda ...

R. W. Oder: Make-up, Schminke, Puder, ein bisschen Rouge auf dem Antlitz des Lebens. Nichts gegen Illusionen und Illusionisten!

D. H. Aber alles gegen plumpe Lügen. Wissen Sie, wenn ich schon belogen werde, dann will ich wenigstens raffiniert belogen werden. Dann erscheint mir wenigstens meine Aufklärungsleistung ein wenig wertvoller.

R. W. Aber es liegen Welten zwischen der plumpen Lüge und der Illusion.

D. H. Scheinwelten? Hinterwelten?

R. W. In der Illusion ist doch wenigstens Wahrheit enthalten. Wenn Illusionen ohne einen Kern Wirklichkeit wären, sie eigneten sich nicht zur List, zum Betrug.

D. H. Sie sprechen von den vergifteten Geschenken, mit denen Medea ihre Widersacherin umbringt? Von Juwelenkästchen, die in

Flammen aufgehen? Vom Trojanischen Pferd mit seinen Kriegern im Bauch?

R. W. Ich rede von Zaubertricks und Illusionen, von der Camera obscura und dem Spiegelkabinett. Es gibt viele Lügen ohne List.

D. H. Aber keine List ohne Lüge.

R. W. »Und ein geschminkter Tiger ist der Mensch!«, schrieb Grabbe. Haben Sie etwa vor, mit der Lüge päpstlicher zu sein als der Papst?

D. H. Sie meinen: Noch mehr lügen?

R. W. Die Lügen der Päpste waren immerhin ein Ausdruck ihrer Unfehlbarkeit.

D. H. Man könnte ihre Unfehlbarkeit auch als Ausdruck einer Lüge betrachten.

R. W. Geschenkt. Immerhin haben die Scholastiker die Logik auf ihrer Seite, wenn sie unterstellen, wer lüge, verachte Gott und fürchte den Menschen. Denn damit bricht der Mensch ein Gebot und verschafft sich irdische Vorteile.

D. H. Das ist ja keine Sache des Glaubens allein. Hören Sie: Der Volksmund dichtete damals: »Wer Lüge nicht aus Scham verdammt / der hat ein ungetreues Amt.« Michel de Montaigne nennt das Lügen »ein lumpiges Laster«, Baltasar Gracián, dem das Aussprechen der

Wahrheit ein »Aderlass des Herzens« ist, behauptet, »durch eine einzelne Lüge« verliere man den »ganzen Ruf der Unbescholtenheit«.

R. W. Ich weiß, Immanuel Kant nennt sie den »eigentlich faulen Fleck in der menschlichen Natur«, Jean Paul den »fressenden Lippenkrebs des inneren Menschen«, ja, sie überdecke »den ganzen Menschen mit Pocken-Materie«. Es reicht!

D. H. Und die alle sollen sich geirrt haben, weil es sich, Ihrer werten Meinung nach, bei der Lüge nur um einen Nebenzweig der kosmetischen Industrie handele? Selbst Napoleons Außenminister Talleyrand war der Ansicht, die Sprache sei dem Menschen nur gegeben worden, damit er seine Gedanken besser verhüllen könne. Wir sprechen, um zu lügen. So isses doch.

R. W. Vorschlag zur Güte, wir versuchen es in zwei Teilen: Zuerst werden wir herausarbeiten, dass es ist, wie Sie sagen, danach werden wir nachweisen, dass es genau so nicht ist.

D. H. Wir überführen uns selbst der Lüge?

R. W. Wir zeigen nur die zwei Gesichter der Wahrheit.

D. H. Und das ganze Gesicht der Doppelmoral.

R. W. Meinetwegen, denn damit sind wir schon mitten auf dem Kerngebiet der Lüge: der Politik.

D. H. Vergessen wir die Presse nicht!

R. W. Ein Kopf-an-Kopf-Rennen, übrigens auch in der Rangfolge der unbeliebtesten Berufsstände. Aber die Politiker liegen doch noch um den Hauch einer Glaubwürdigkeitslücke vorn.

D. H. War das nicht schon immer so?

R. W. Jedenfalls schon 1889, als Oscar Wilde den Verfall des Lügens beklagte. »Ich hätte gedacht, unsere Politiker sorgten sich schon genügend um dessen Fortbestand«, wurde ihm erwidert, aber er entgegnete: »Ganz im Gegenteil, sie gelangen nie über die bloße Verdrehung der Tatsachen hinaus. [...] Wer so fantasielos ist, dass er seine Lüge erst noch beweisen muss, soll sich lieber gleich an die Wahrheit halten. Vergessen wir also die Politiker.«

D. H. Vergessen wir sie nicht! Immerhin ist die Lüge der hässliche Zwilling des Betrugs, und Betrug in der Politik wird mit Leben bezahlt. Da hört der Spaß auf.

R. W. Sie haben völlig recht, es gibt eine Lüge, mit der nicht mehr zu spaßen ist.

D. H. Gerade deshalb müssen wir von ihr reden.

R. W. Dass die Welt eingerichtet ist, wie sie ist, verdankt sie der Politik. Dass die Politik ist, wie sie ist, verdankt sie der Lüge. Also

verdanken wir die Einrichtung der Welt der Lüge?

D. H. Klingt logisch. Nehmen Sie eine unverdächtige Kronzeugin wie Hannah Arendt: »Wahrhaftigkeit«, schrieb sie, »zählte niemals zu den politischen Tugenden, und die Lüge galt immer als ein erlaubtes Mittel in der Politik.«

R. W. Heißt das, nur, weil wir überhaupt über Fantasie verfügen, müssen wir sie politisch gleich gegen andere einsetzen?

D. H. Üblicherweise gehorchen die Lügen des Politikers seinen eigenen Interessen und Zwecken und nicht irgendwelchen deklarierten Absichten.

R. W. Oder aber er lügt, weil die Lüge nun einmal sein Medium ist. Er lebt in Lüge, da kennt er sich aus.

D. H. Jetzt gehen Sie aber selbst für meinen Geschmack ein bisschen weit.

R. W. Dann brauchen Sie einen anderen Geschmack, denn ich bitte Sie: Das ist seine Kernkompetenz. Wenn der Politiker sich nicht mehr auskennt, nicht Bescheid weiß, die Wahrheit nicht sagen darf oder sein Privatleben kaschieren muss, dann lügt er. Wenn er eine Frage als eine Zumutung empfindet, als Nötigung, dann lügt er. Das muss er nun wirklich können.

D. H. Und das hören wir uns gelassen an?

R. W. Oder auch nicht. Einmal ist ein Journalist in ein amerikanisches Gehörlosenheim gekommen. Dort saßen die Menschen vor dem Fernseher und sahen eine Rede von Ronald Reagan. Sie lachten pausenlos. Warum sie lachten, da sie doch gar nicht verstünden, wollte der Journalist wissen. Weil er so lügt, erwiderten die Zuschauer, das sieht man doch, wie er lügt ...

D. H. Sie haben recht. Kohl hatte einmal die Möglichkeit, mit einem einzigen Wort die Lüge abzuwehren. Nämlich als er gefragt wurde: Wussten Sie von Millionenspenden an Ihre Partei? Er entschied sich für »Nein«.

R. W. Und musste dann einräumen, Geld sogar in bar erhalten zu haben, und zwar an den Büchern vorbei.

D. H. Für solche spontanen Erinnerungstrübungen hat er dann den geradezu historischen Ausdruck »Black-out« geprägt.

R. W. Roland Koch nannte etwas Vergleichbares in eigener Sache später eine »Dummheit«. Wie man mit diesen Begriffen die Geschichte neu interpretieren könnte: Dass Pontius Pilatus Barnabas laufen ließ und Christus nicht – ein Black-out?

D. H. Dass Nero Rom anzündete – eine Dummheit, oder?

R. W. Ach, Roland Koch, der »brutalstmögliche Aufklärer«, wie er sich selbst nannte. Sein Wort möge bitte unvergessen bleiben: »Ich

kenne keinen einzigen Vorgang außerhalb der offiziellen Buchhaltung der CDU.«

D. H. *Sie* erinnern sich, er nicht. Vier Wochen später räumt er unter Druck ein, den Rechenschaftsbericht seiner Partei manipuliert zu haben. Eine »Dummheit« eben, juristisch unproblematisch, nur politisch inkorrekt. Der Volksmund sagt: »Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz.«

R. W. Das Kerbholz kann hier nicht gemeint sein, denn was Otto Normalverbrecher als Falschaussage, Verfassungsbruch und Dokumentenfälschung betrachtet, hat laut Koch für uns Wähler nur Vorteile – erfahren wir doch so, dass es keine perfekten Menschen, also auch keine perfekten Politiker, also auch keinen perfekten Staat gibt ...

D. H. ... wie wir hierzulande immer geglaubt hatten. Und endlich wissen wir, was uns die deutsche Politik immer so unmenschlich hat erscheinen lassen: Ihr Mangel an Dummheit.

R. W. Politik mit menschlichem Gesicht dagegen sieht wie Roland Koch aus ... Sie trägt Schmisse.

D. H. Aber auch die Corps-Studentenehre hätte ihm nun doch, überführt wie er war, zumindest einen Rücktritt nahelegen müssen, sollte man denken. Doch dann tritt Koch vor die Mikrofone und sagt: »Ich bin niemand ...«

R. W. Ist der Satz da zu Ende?

D. H. Moment! »Ich bin niemand, der sagt, ich muss das sein.«

R. W. Was? Dumm, Ministerpräsident oder Chefaufklärer?

D. H. Ich fürchte: Ministerpräsident. Doch man denkt: Wer jetzt nicht zurücktritt, der macht Hessen zum Reich, in dem die Sonne der Wahrheit nie aufgehen soll.

R. W. Sagenhaft! Er schafft es, die Tatsache, dass er nicht zurücktritt, als Akt von Heroismus, tiefer Verantwortung und Sorge für das Vaterland Hessen umzufälschen und bedroht uns als Patron der Unverfrorenen weiter mit seinem Sitzfleisch: Glühend im Glanze seiner »Dummheit« – oder brühend im Glücke seines Glanzes, wie Sarah Connor singen würde – bereitet sich Koch auf eine unendliche Amtszeit vor, denn wie heißt es bei Ödön von Horvath: »Nichts gibt so sehr das Gefühl der Unendlichkeit als wie die Dummheit.«

D. H. Entsprechend wurde Roland Koch dann bei der nächsten Wahl – Dummheit hin oder her – mit fünfzig Prozent der Wählerstimmen bestätigt.

R. W. Aber genau deshalb sprechen Politiker doch so gern von »Glaubwürdigkeit«: Wir sollen sie nicht wissen, wir sollen sie glauben, und die einzige Frage ist, ob sie unseres Glaubens würdig sind. Kochs Wahlergebnis sagt doch auch: Es gibt für Wählerinnen

und Wähler Wichtigeres als die Wahrheit. Und das bedeutet: Bleibe im Amt und nähr' dich unredlich?

D. H. Gut, aber bei Koch sind wir ja gewissermaßen schon im Olymp der Unaufrichtigkeit.

R. W. Black-out, Missverständnis, politische Dummheit, auch mal Gedächtnislücke, sicher, hinter jeder dieser Vokabeln hat die Lüge ihr Zuhause. Und sehen Sie doch nur, welche Mühe sich Gerichte geben ...

D. H. ... wie kommen Sie denn in dem Fall auf »Gerichte«? So was kommt nicht vor Gericht, das wird schon irgendwie gerichtet. Und sei es eben, indem Roland Koch seine fünfzig Prozent Wählerstimmen bekommt. Dieses Ergebnis war für ihn der Beginn einer »neuen Ära«. Nicht dumm.

R. W. Und außergerichtlich gelöst. Und denken Sie nur, wie viel Mühe sich Gerichte gegeben hätten, wenn es denn je zum Gerichtsfall gekommen wäre. Da hätte er gleich dreifach schwören müssen – wie ein Debiler –, »die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit« zu sagen. Was meinen Sie wohl, warum man das doppelt und dreifach sagen muss. Es könnte ja jemand kommen und sagen, beim ersten Mal war ich in Gedanken noch woanders ...

D. H. ... und beim zweiten Mal hatte ich einen Black-out. Also, auf die Wahrheit so allgemein könnte ich mich schon konzentrieren, aber bei »die ganze Wahrheit«, da streike ich.

R. W. Und beim dritten Mal, ehrlich, dieses »nichts als die Wahrheit«, das liegt mir weltanschaulich eher fern ... Also, damit sind wir dann bei der Bayerischen Spielbanken-Affäre des Jahres 1959, bei Friedrich Zimmermann ...

D. H. Old Schwurhand!

R. W. ... der sich auf keinen Black-out und keine Dummheit beruft, aber der eidlichen Falschaussage überführt wird – und wie rein gewaschen wird?

D. H. Rein unmöglich, rein undenkbar, rein ausgeschlossen!

R. W. Man erklärt ihn für nicht zurechnungsfähig.

D. H. Dem Innenministeramt ist er gewachsen, der Vernunft nicht?

R. W. Man braucht schon eine bizarre Einbildungskraft, um auf solche Wege der Selbstentlastung zu verfallen.

D. H. So viel zum Thema »sittliches Herrschaftshandeln«. Dabei braucht der Politiker auf der untersten Stufe für sein tägliches Schwindeln allenfalls die anspruchsloseste Form der Fantasie, das bloße Um-Etikettieren. Er sagt »Sicherheit« und meint »Kontrolle«, sagt »Herrschaft des Volkes« und meint »Selbstbeherrschung des Volkes«, sagt »Freiheit« und meint »Freizeit« ...

R. W. ... sagt »Freisetzung« und meint »Kündigung«, sagt »Reform« und meint »Kürzung«, sagt »Verwaltungsreform« und meint »Stellenabbau«, sagt »Ausgabenüberschuss« und meint »Defizit«, sagt »Verteidigungsministerium« und meint »Kriegsministerium« ...

D. H. ... sagt »effizientere Verhörmethode« und meint »Folter«, sagt »Selbstverteidigung« und meint »Angriffskrieg«, sagt »Präventivschlag« und meint »Erstschlag«, sagt »Kollateralschäden« und meint »zivile Opfer«, sagt »Drohkulisse« und meint ...

R. W. Aber es geht doch noch weiter. Der Präsident der Vereinigten Staaten gibt vor, »Schurkenstaaten« zu bombardieren, bombardiert aber eigentlich Menschen ...

D. H. ... die gleich doppelt unter Schurken leiden: Denen des eigenen Landes und denen, die das eigene Land ohne UN-Resolution bombardieren.

R. W. Er bekennt sich zum »Compassionate Conservatism«, was bedeute, so George W. Bush, »nie auch nur ein einziges Kind aufzugeben«.

D. H. Es sei denn, es lebt im Irak, wo man es vielleicht opfern müsste, oder in Texas, wo fast ein Viertel aller Kinder ohne Krankenversicherung lebt.

R. W. Der Wolf hat Kreide gefressen, seine Stimme klingt angenehm. Aber es weiß doch jeder: Das erste Opfer im Krieg ist die Wahrheit.

D. H. Aber welche? Es wäre ja selbst hierzulande eine nicht unerhebliche Gruppe des politischen und des publizistischen Personals auch in diesen letzten Krieg gezogen. Sie wollen es nicht mehr gewesen sein, aber da standen schon im ersten Golfkrieg viele Burda-Springer-Lohnarbeiter Fahnen schwenkend am Straßenrand, und Guido Westerwelle spekulierte später öffentlich darüber, in wie vielen Stunden Saddam Husseins Massenvernichtungswaffen München erreichen könnten.

R. W. Eine wandelnde Juke Box eben ...

D. H. ... und liberal vor allem im Umgang mit der Wahrheit ...

R. W. ... und deshalb auch temporär ein opportunistischer Jünger George W. Bushs, der am 19.Mai 2003 deklarierte: »Wir haben die Massenvernichtungswaffen gefunden. Wir haben biologische Laboratorien gefunden ... Und wir werden im Lauf der Zeit noch mehr Waffen finden.«

D. H. Außenminister Powell rekapituliert seine wasserdichten Beweise: »Wir sahen Dias mit Modellzeichnungen von unter Dattelpalmen versteckten Lastkraftwagen. Wir wussten: Mobile irakische Biowaffenlabore, eine Bedrohung für die Welt.«

R. W. Erinnern Sie sich: »Es sind keine Behauptungen«, sagte Powell damals, »sondern Tatsachen und Schlussfolgerungen, die auf stichhaltigen Geheimdiensterkenntnissen beruhen.«

D. H. Später räumt er dann ein, die Geheimdiensterkenntnisse seien »nicht so zuverlässig gewesen ...«

R. W. ... und bei dem ganzen Kasus handele es sich um einen bedauerlichen dunklen Fleck auf seiner Laufbahn.

D. H. Ein Blutfleck von gigantischen Ausmaßen, ein Fleck, gespeist aus dem Blut von Hunderttausenden, eine kriegseinleitende Lüge und nichts Geringeres.

R. W. Doch andererseits gibt es vierzehn Geheimdienste in den USA. Sie haben einen Etat von über dreißig Milliarden Dollar, und von all diesen soll kein einziger wahrer Bericht gekommen sein?

D. H. Verstehen Sie, weshalb in der Politik Glaubwürdigkeit so großgeschrieben wird? Wir sollen glauben bis zum Irrwitz und zur Tollerei.

R. W. Und wie dilettantisch sie vorgingen, als sie die Wahrheitssuche fingierten! »Einer der Briefe, die den angeblichen Uran-Deal zwischen dem Niger und dem Irak besiegeln sollten«, so Hans Leyendecker in seinem Buch über »Die Lügen des Weißen Hauses«, »trug die Unterschrift des angeblichen Außenministers Allele Elhadj Habibou mit der Datumszeile Juli 2000. Zu diesem Zeitpunkt war Habibou bereits seit elf Jahren aus der Regierung ausgeschieden.« Und das ist niemandem aufgefallen?

D. H. Geh! Die Opposition im Repräsentantenhaus weist später nach, dass Bush, Powell, Rumsfeld, Rice bei 125 öffentlichen Auftritten 237 irreführende Aussagen über die irakischen Massenvernichtungswaffen gemacht haben. Ein Festival der Lüge.

R. W. Und der immer neuen Lügen, ganz wie es Alexander Pope schon im 18. Jahrhundert voraussah: »Wer eine Lüge sagt, ist sich nicht bewusst, welch große Aufgabe er damit unternimmt. Um diese eine Lüge aufrechtzuerhalten, wird er gezwungen sein, zwanzig zu erfinden.«

D. H. Da fällt mir die tränenreiche Rede der Tochter des kuwaitischen Botschafters ein, die erzählte, wie irakische Soldaten Babys aus kuwaitischen Brutkästen gerissen hätten. Zu vernehmen kurz vor der Kongress-Abstimmung über die Invasion in den Irak 1991.

R. W. ... ach ja, die Brutkasten-Lüge. Und dann kommt raus, dass eine amerikanische PR-Agentur alles erfunden hat, eine, die auch noch mit der kuwaitischen Königsfamilie verbandelt ist.

D. H. Und die Bilder von Palästinensern, die angesichts des einstürzenden World Trade Center in Jubel ausbrechen, weil ihnen dafür Kuchen versprochen worden war.

R. W. PR eben.

D. H. Ist das Wort »Propaganda« eigentlich noch im Umlauf?

R. W. Propa ...? Nee, wird nur noch auf sozialistische Inselstaaten angewendet.

D. H. Hannah Arendt schrieb ehemals über den Vietnamkrieg, nicht um »Welteroberung« sei es da gegangen, sondern um den »Sieg in der Reklameschlacht um die Weltmeinung«.

R. W. Gewiss, aber selbst diese Philosophin konnte die Politik kaum so drastisch diffamieren, wie diese mit sich selbst ins Gericht ging. Winston Churchill hatte schon gesagt: »In Kriegszeiten ist die Wahrheit so wertvoll, dass sie immer von einer Leibwache der Lüge umgeben sein sollte.«

D. H. Später beschrieb sich Franklin D. Roosevelt als einen Jongleur, der seine »rechte Hand nie wissen lasse, was die linke tut«.

R. W. Und der gab folgerichtig auch zu, er habe keine Probleme, »in die Irre zu führen und die Unwahrheit zu sagen«, wenn es »helfe, den Krieg zu gewinnen«. Anders gesagt: Der Krieg heiligt alle Mittel.

D. H. Das Entscheidende für Hannah Arendt aber war die innere Stringenz: Man begann mit dem Selbstbetrug. Aber mitgerissen vom überwältigenden Erfolg auf dem Gebiet der Täuschung, der Public Relations, der Manipulierbarkeit der Massen, vertraute man allmählich immer tiefer auf die eigene Glaubwürdigkeit.

R. W. Der Unterschied ist nur: Früher wurde zur Irreführung des Feindes gelogen, heute zur Irreführung des eigenen Volkes.

D. H. Dieses ganze Volk rennt schließlich in einen Krieg und erwacht im Katzenjammer der Selbsttäuschung.

R. W. Ja, wozu, glaubt man denn, haben 3500 Presseoffiziere im Golfkrieg gearbeitet? Im Dienste der Wahrheit?

D. H. Und wohlgemerkt hat das alles nicht einen Bruchteil der Öffentlichkeit gefunden, die sich an Clintons Lüge über Monica Lewinsky berauschte.

R. W. Einen Untersuchungsausschuss erntet, wie wir gelernt haben, wer sich Oralverkehr mit der Praktikantin erlaubt, nicht, wer einen Krieg herbeilügt.

D. H. Die britische Journalistin Isabel Hilton, eine renommierte Redakteurin von »opendemocracy«, wurde unlängst gefragt, was unsere Zeit charakterisiere, und sie erwiderte unverblümt: Die Lüge.

R. W. Es ist einfach die Zeit, in der alle drei Jahreszeiten der Lüge zusammenfallen, die Otto von Bismarck nannte, als er sagte: »Es wird niemals so viel gelogen wie vor der Wahl, während des Krieges und nach der Jagd.«

D. H. Nach der Jagd?

R. W. Ich glaube, er dachte an die Jagd auf Saddam. Erinnern Sie sich noch an Jessica Lynch?

D. H. War das nicht die, die irakische Soldaten im Gefängnis Abu Ghuraib an der Leine führte?

R. W. Nein, die war, mit ein paar Jahren Haft, ein kleines Bäuerinnen-Opfer. Aber über die werden wir die Wahrheit auch nicht mehr erfahren.

D. H. Jetzt weiß ich es: Jessica Lynch, das sogenannte »kleine Rambo-Mädchen«, das schwer verletzt in irakische Kriegsgefangenschaft geraten war, sich bis zur letzten Patrone verteidigt hatte und anschließend von ihren Leuten befreit worden war.

R. W. Our people. We never let them down ... Hollywood war bereits dran an dem Stoff.

D. H. Die Frau sagte später vor dem Untersuchungsausschuss, sie habe keinen einzigen Schuss abgegeben, und die Geschichte ihrer vermeintlichen Befreiung sei auch eine Mär. Nein, so gab sie selbst zu Protokoll, »das amerikanische Volk ist sehr wohl in der Lage, sich seine Helden selbst auszusuchen. Dafür muss man ihm keine Lügengeschichten erzählen.«

R. W. Doch die nächste Heldenlüge ließ nicht lange auf sich warten. Denken Sie an den Footballstar Pat Tillman. Er war bereits vor dem 11.September 2001 ein Idol. Doch als er dann auf eine vielversprechende Karriere verzichtete, um lieber mit seinem Bruder

Dienst bei der Armee zu schieben und den sogenannten Anti-Terror-Kampf zu unterstützen, wurde er zum Held. Am 22.April 2004 kommt er in Afghanistan ums Leben. Man strickt eine Legende um ihn, der den Feinden furchtlos und in unerschrockenem Einsatz für das Vaterland ...

D. H. ... ist ja gut, er war also nicht furchtlos?

R. W. Schon, aber er fiel als Opfer der eigenen Streitkräfte im sogenannten »friendly fire«.

D. H. Verstehe, den Ozean nennt man »Stillen Ozean«, damit er still sei, und die Schüsse »freundlich«, damit sie nicht so tödlich aussehen.

R. W. Das waren sie aber. Pat Tillman wird von den eigenen Leuten irrtümlich erschossen, und ein Untersuchungsausschuss hat drei Jahre gebraucht, um zu diesem Schluss zu kommen. Die Regierung konnte sich einfach kein weiteres Desaster erlauben und entschied deshalb: Ihr seht uns unsere Lügen nach, dafür geben wir euch einen Helden, samt Märchen.

D. H. So ist es wohl: Erst nehmen sie dir das Leben, dann die Wahrheit.

R. W. Die dem Bruder des Toten dann doch keine Ruhe gelassen hat, und es gelingt ihm vor dem Ausschuss tatsächlich, die Verantwortung von vier Generälen und vier weiteren Offizieren nachzuweisen.

D. H. Und Hollywood ist nicht interessiert?

R. W. Hollywood, »der Markt der schönen Lügen«, wie man es auch nennt? Hollywood macht Kasse mit Antikriegsfilmen, die keinen Krieg verhindern, kein Bewusstsein je verändern, keinen Protest je stimulieren, und wenn er dann doch da ist, dann schweigt man, bis es opportun, das heißt mehrheitsfähig ist, nicht zu schweigen. Glauben Sie, Hollywood ist interessiert an der Frage nach all den Taliban-Opfern, die in Wirklichkeit keine Taliban waren, sondern Zivilisten, Bauern, Kinder, Hirten? So viele Brüder mit Football-Star-Vergangenheit kann es nicht geben, als dass jeder dieser Toten seine Auferstehung erlebe in einer Soap. Stattdessen gibt es Filme über gerechte Kriege und gut aussehende Nationalhelden, ausgestattet vom Pentagon mit echten Soldaten und teurem Kriegsspielzeug für die winzige Gegenleistung eines zufriedenen Zensors.

D. H. Und der Eiserne Tony war kein bisschen besser. Haben Sie mal in den Ausschuss-Bericht des Britischen Foreign Affairs Committee über Blairs Lüge zu den vermeintlichen Massenvernichtungswaffen geschnuppert?

R. W. Er stinkt gewaltig.

D. H. Und mir erst. Die Kriegsentscheidung »beruhte auf Geheimdienstinformationen«, hieß es zunächst. Die Regierung stützte sich auf die besten verfügbaren Informationen etc. Diese hätten sich nur leider als mangelhaft erwiesen.

R. W. Das sollte mal ein Arzt sagen.

D. H. »Verlässliche menschliche Geheimdienstinformationen«, so hieß es, »standen im Irak nur begrenzt zur Verfügung.« So habe sich der britische Geheimdienst offenbar zu stark »auf irakische Abtrünnige und Exilanten gestützt, die ihre eigenen Ziele verfolgten«.

R. W. Und dann kommt diese wunderbare logische Wendung: Zwar sei man nicht sicher gewesen, »ob sich die Behauptung der Regierung über die chemischen und biologischen Waffen des Irak« bestätige, aber, heißt es, jetzt kommt's: »Wir haben jedoch keine Zweifel daran, dass die Bedrohung der Streitkräfte des Vereinigten Königreichs aufrichtig als real existierende Gefahr wahrgenommen wurde.«

D. H. »Aufrichtig« ist gut ...

R. W. ... und ändert alles: Wer jetzt in den Krieg ziehen will, muss nicht mehr nachweisen, dass er bedroht wird, sondern dass er aufrichtig glaubt, bedroht zu sein.

D. H. Auf dieser Basis stimmt Blair dann dem ersten Geheimdossier von 2002 zu, weil dieses »aller Wahrscheinlichkeit nach aufgrund der damals zugänglichen Ergebnisse wohlbegründet war«.

R. W. Mit der Einschränkung, dass sich die Behauptung, der Irak habe versucht, Uran vom Niger zu erhalten, als plumpe Fälschung

entpuppte ...

D. H. ... und das »Downing Street Memo« enthüllte, der Beschluss über den Irak-Krieg sei bereits ein Jahr vor Kriegsbeginn gefasst worden.

R. W. So wie sich Teile der »Geheimdienstinformationen« als Exzerpte einer studentischen Seminararbeit entpuppten.

D. H. Und nur der Vollständigkeit halber wollen wir nicht vergessen, dass diese Lügen auch in der deutschen Publizistik gerne zu Argumenten für diesen Krieg, ja, für die deutsche Beteiligung an diesem Krieg verwendet wurden.

R. W. Henryk M. Broder zieht schon seit Papa Bushs Irak-Invasion salutierend in den Golfkrieg, das heißt von Talkshow zu Talkshow, mit Star-Spangled Banner am Revers, und macht Antiamerikaner aus denen, die es ihm nicht gleichtun. Und jetzt blicken wir in den Irak von heute ...

D. H. ... und fragen: Wer waren bessere Freunde der Amerikaner als die damaligen Antiamerikaner?

R. W. ... und könnten sich diese säbelrasselnden Kriegstreiber nicht wenigstens mal kurz von der Front der Talkshows zurückziehen?

D. H. Hören Sie auf, *so* ernst ist kein Ernstfall! Charakteristisch ist aber doch auch, dass alle diese Lügner Bush, Putin, Blair etc. Lügen

gestraft, aber nicht bestraft werden.

R. W. »Lügen strafen«, auch so ein altmodischer Ausdruck. Als ob von den Genannten noch ernsthaft jemand blamiert wäre von der Tatsache, dass er oder sie gelogen hat.

D. H. So folgenlos die Lügen, so unentwegt die Fortsetzung aller Kriege, die sie vorbereiten und begleiten halfen.

R. W. Also widerlegen diese »lupenreinen Demokraten« eigentlich immer neu Ingeborg Bachmanns Satz: »Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar.«

D. H. Dem Menschen vielleicht, aber den Demokratien? Überleben können die offenbar nur mit eingeschränkter Öffentlichkeit oder eben mit Lügen.

R. W. Weil sie eben ärgerlicherweise immer noch lose von der Meinung des Volkes abhängen.

D. H. Schon Adenauer hat 1962 offen gesagt: »Es ist ja nicht alles, was ich den Bürgern sage, gelogen.«

R. W. Als ich sechs Jahre alt war, kam Adenauer im Wahlkampf in unser Dorf und sprach aus dem offenen Wagen zu den versammelten Bauern: »Isch erinnere misch noch jut, wie isch vor vier Jahren vor dieser herrlischen Schule schon einmal zu eusch jesprochen habe ...« Jeder wusste, keiner sagte es: Eine Lüge. Vor

vier Jahren war die Schule noch gar nicht gebaut gewesen. Wahlwerbung ist bestimmt die dümmste Form des Lügens, denn ihre eigentliche Botschaft ist ja unverhohlen: Man kann nur für sich werben, indem man nicht die Wahrheit sagt.

D. H. Oder hinterher alles nicht so gemeint zu haben.

R. W. Sie meinen, nach dem Stil von George Bush sen.: Es wird keine neuen Steuern geben, »read my lips«. Das Volk hat sich die Lippen fusselig gelesen. Kaum war gewählt, kamen die neuen Steuern.

D. H. Was machen wir denn dann mit Gerald Ford, immerhin auch ein amerikanischer Präsident, der sagte, die Wahrheit sei »der Klebstoff, der den Staat zusammenhält«?

R. W. Wie bei den meisten präsidialen Aussagen gilt auch hier das Gegenteil.

D. H. Ganz unverhohlen sagte Franz Müntefering deshalb ja lieber gleich: »Dass wir oft an Wahlkampfaussagen gemessen werden, ist nicht gerecht.«

R. W. Köstlich. Gerechtigkeit für Münte! Er hat das Recht, für unglaubwürdig gehalten zu werden, wenn nicht für einen Lügner, und wer das nicht tut, tut ihm Unrecht.

D. H. Auch das ein alter Hut. Schon Machiavelli, der erste Spin Doctor der Weltgeschichte, riet 1513 seinen adeligen Klienten: »Jeder sieht, was du scheinst, wenige fühlen, was du bist, und diese wagen es nicht, der Meinung der Menge zu widersprechen [...] Denn der Pöbel hält es stets mit dem Schein und dem Ausgang einer Sache; und die Welt ist voller Pöbel.«

R. W. Offenbar hat sich in den letzten vier Jahrhunderten niemand weiterentwickelt, weder die Klienten noch der Pöbel.

D. H. Da haben Sie leider recht. Ein Mitarbeiter John F. Kennedys beanspruchte ehemals ein »Recht auf Lüge«.

R. W. Auch auf dem Markt der Lüge herrscht eben Freie Marktwirtschaft. Der Historiker George Hopkins bringt es auf den Punkt: »Alle Präsidenten lügen, und zwar aus dem einfachen Grund, dass wir sie nicht wählen würden, wenn sie nicht lögen.« Das Volk belohnt den Politiker ja nicht für seine Wahrheitsliebe, sondern für seinen Erfolg, und wenn er dazu lügen muss? Chapeau!

D. H. Und Sie müssen zugeben, er hat es auch nicht leicht, die eigenen Lügen und die des eigenen Lagers aufzudecken. Die Anforderung an die Loyalität seiner Mitarbeiter ist so hoch, dass sie ihn die Wahrheit nie erfahren lassen.

R. W. Und schließlich wächst auch sein Glaube an die eigene Unfehlbarkeit ins Unermessliche. Er kann sich nicht korrigieren, kann nicht zurückblicken, nicht Fehler einräumen, da kann er schon eher

ein Recht auf beides, Wahrheit und Lüge, für sich in Anspruch nehmen.

D. H. Sagen Sie mal, das ist doch eigentlich die Vorform der inoffiziellen Regierungserklärung des ungarischen Ministerpräsidenten Ferenc Gyurcsány: »Es ist offensichtlich, dass wir in den vergangenen anderthalb bis zwei Jahren gelogen haben. Wir haben am Morgen, am Abend und in der Nacht gelogen.« Und gegen den wurde wochenlang demonstriert.

R. W. Demokratisch, praktisch folgenlos.

D. H. Vielleicht hat Müntefering im Grunde sogar recht: Der Politiker behandelt sich und seinen Standpunkt wie ein Produkt der Konsumgesellschaft ...

R. W. ... und Public Relations sind nichts anderes als ein Teil der Werbeindustrie.

D. H. Also des Reichs uneingeschränkten Lügens. Man fragt sich nur, warum eine politische, also lebensentscheidende Maßnahme behandelt wird wie ein banales Produkt. Schließlich ist es immer noch etwas anderes, ob ein Werbeslogan mit der Realität kollidiert oder ein Marschbefehl.

R. W. Der Politiker aber lügt ja meist nicht, weil er von der Wirklichkeit widerlegt wird, sondern weil er sein Image retten will.

D. H. Und wenn er dann überführt wird, bleibt ihm noch der 10-Phasen-Reiniger des Dementis.

R. W. Lassen Sie mich nachdenken! Phase 1: Knallhartes Leugnen.

D. H. Phase 2: Windelweiches Leugnen.

R. W. Phase 3: Einräumen, nach der Art: Es ist zwar alles wie behauptet, nur ist das alles nicht so negativ zu bewerten.

D. H. Phase 4: Verlagerte Schuldzuweisung: Zwar ist die Sache immer noch wie behauptet, nur ist die betreffende Person dafür nicht verantwortlich, sondern entweder ein Unbedeutender oder ein Unbekannter.

R. W. Phase 5: Erweiterte Unschuldserklärung: Zwar ist die ganze Sache immer noch so wie behauptet, sie war aber nicht schädlich.

D. H. Phase 6: Radikalisierte Unschuldserklärung: Sie war unvermeidlich.

R. W. Phase 7: Personelle Entlastung, antik-tragisch: Die verantwortliche Person ist zwar tatsächlich verantwortlich, hat es aber so nicht gewollt.

D. H. Phase 8: Personelle Entlastung, modern-psychologisch: Die verantwortliche Person ist zwar tatsächlich verantwortlich, zumindest ist das Ganze aber nicht typisch für sie.

R. W. Phase 9: Beharrungs-Ethik: Ein Rücktritt würde denen recht geben, die ganz unverhältnismäßige Vorwürfe erhoben haben, und er würde eine bequeme Flucht vor der Verantwortung bedeuten.

D. H. Phase 10: Exkulpation: Es ist menschlich, dass wir alle Fehler machen, also: Tschuldigung auch.

R. W. Wissen Sie, was wir vergessen haben: Die Zusatzstoffe! Zum Beispiel ist dem »knallharten Leugnen« häufig noch der Gegenangriff der Verschwörungstheorie beigemengt.

D. H. Das Generalschlüssel-Argument!

R. W. Und doch, wie oft haben Verschwörungstheoretiker am Ende Recht bekommen! 1848 fragt der noch junge Hinterbänkler Abraham Lincoln den damaligen Präsidenten James Polk, wo genau sich eigentlich die Grenzverletzungen Mexicos ereignet hätten, die jetzt zum Krieg führten. Eine Antwort erhält er nicht, Polk hatte die Invasion einfach erfunden. Als Lincoln in einer Parlamentsdebatte daraufhin diskreditiert und der Doppelgesichtigkeit bezichtigt wurde, erwidert er: »Wenn ich noch ein anderes Gesicht hätte, glauben Sie, ich würde dieses tragen?«

D. H. Es waren sogenannte Verschwörungstheoretiker, die behaupteten, die US-Regierung habe 1941 die Funk-Codes der Japaner längst geknackt gehabt, vom geplanten Angriff auf Pearl Harbor also frühzeitig gewusst, die eigene Flotte aber nicht gewarnt,

um aufzurüsten, einen Militärstützpunkt zu errichten, das Rüstungsbudget zu erhöhen und dem eigenen Volk den Eintritt in den Zweiten Weltkrieg plausibel zu machen.

R. W. Unfasslich!

D. H. Doch inzwischen bewiesen.

R. W. Oder denken Sie an den »Golf-von-Tonkin-Zwischenfall« am 4.August 1965! Weil der Kongress dem amerikanischen Präsidenten Lyndon B. Johnson glaubte, nordvietnamesische Patrouillenboote hätten die USA angegriffen, ermächtigte er ihn zum Krieg, und es kommt zur ersten Bombardierung von Nordvietnam. 1971 veröffentlicht der Pentagon-Mitarbeiter Daniel Ellsberg die sogenannten Pentagon-Papiere, aus denen hervorgeht, dass die Darstellung schlicht falsch war, gelogen.

D. H. Klingt vertraut.

R. W. Am Ende sind 50 000 GIs und zwei Millionen Vietnamesen tot und der Krieg ist verloren, und doch hat sich dieses Desaster bezahlt gemacht: Denken Sie an die Milliarden Kinokarten, T-Shirts, Bücher, Platten, die sich mit Antikriegs-Tinnef verkaufen lassen, die Arbeitsplätze an der Front des kommerziellen Protests ...

D. H. Doch in den nächsten Krieg zieht man auf der Basis derselben Lügen ein nächstes ... und ein nächstes ... und ein nächstes Mal.

R. W. Da kommen noch viele Proteste auf uns zu, und sie werden alle schockierend und aufrüttelnd und ganz doll Anti-Krieg sein. Stell dir vor, es ist Krieg, werden sie sagen ...

D. H. ... und keiner geht drauf – titelte ehemals die »Titanic«.

R. W. Eines so unvorstellbar wie das andere.

D. H. Es funktioniert immer noch so, und dazu gehört auch, dass das Volk ja weiß, dass es betrogen wird.

R. W. Stimmt, im Jahr, als Saigon fiel, glaubten 69 Prozent aller Amerikaner, »dass die Führer des Landes das Volk unablässig belogen haben«.

D. H. Doch warum in die Ferne schweifen? Als im Juli 1978 in der Justizvollzugsanstalt zu Celle ein Loch in die Außenmauer gesprengt und berichtet wurde, die Rote Armee Fraktion habe ihre dort einsitzenden Leute rausbomben wollen, wer hätte da gedacht, dass die Niedersächsische Landesbehörde für Verfassungsschutz das Loch selbst gesprengt hatte, um die Angst vor der terroristischen Bedrohung aufrechtzuerhalten und die Höhe der Sicherheits-Etats zu rechtfertigen. Ich fürchte, am Ende hat der BND an seine eigenen Lügen geglaubt ...

R. W. ... wie in der mittelalterlichen Anekdote von der Schildwache, die bestimmt ist, vor den nahenden Feinden zu warnen. Sie schlägt aus Spaß Alarm und eilt dann zu den Mauern, um die Stadt gegen

den von ihr selbst erfundenen Feind zu verteidigen. Das Verhältnis ist reziprok: Erst überzeugt der Lügner die Masse, und je mehr Menschen dann an seine Lüge glauben, desto überzeugter ist der Lügner selbst.

D. H. Denken Sie an Hitler ... *(aus dem Off: »Polen hat heute Nacht zum ersten Mal auf unserem eigenen Territorium auch mit bereits regulären Soldaten geschossen.«)*

R. W. An Barschel ... *(aus dem Off: »Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.«)*

D. H. An Ulbricht ... *(aus dem Off: »Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten.«)*

R. W. An Clinton ... *(aus dem Off: »I did not have sexual relations with that woman.«)*

D. H. Ach, und denken Sie nur, wie lange Nixon zu Watergate schwindelte ...

R. W. Am Ende läuft das Schwindeln der Politiker auf die erste Lüge hinaus, die der Dreijährige beherrscht: Ich war's nicht.

D. H. Aber lohnt es sich bei Politikern denn überhaupt noch, einzelne Lügen herauszupräparieren?

R. W. Sie haben recht, ich denke bei lügenden Politikern auch eher in den Kategorien des Gesamtwerks.

D. H. Hätten wir nur, wie vom persischen Dichter Hafis gewünscht, einen Prüfstein, der das Gesicht dessen schwarz färbt, der lügt. Es wäre das Ende der weißen Rasse!

R. W. Wohl eher das Ende der Prüfsteine!

D. H. Sie meinen: der Presse, die unser Prüfstein sein soll?

R. W. Wir wollen ihr jedenfalls nicht zu viel Wahrheitsliebe unterstellen, nicht wahr?

D. H. Wahr. Immerhin scheinen mehr Journalisten an Saddams Massenvernichtungswaffen geglaubt zu haben als Bürger. Nur wollen auch sie es nicht mehr gewesen sein.

R. W. So viele wie an die Hitler-Tagebücher im »Stern«?

D. H. Verstehe, Sie wollen sagen: Lügner sind auch Fälscher. Aber unter Umständen schlechte: Hitlers »Stern«-Tagebücher trugen die Initialen F. H., weil der Fälscher Kujau ein altdeutsches A. nicht von einem F. unterscheiden konnte.

R. W. Es gab einen Tagebucheintrag vom Tag, als Hitler durch ein Attentat an den Armen verletzt worden war und nicht schreiben konnte.

D. H. Und am 16.August 1937 notiert der Führer vermeintlich: »Habe heute ein Telegramm von Ritter Epp (zu meinem 50-jährigen Dienstjubiläum) erhalten.« Hitler war 1937 erst 48 Jahre alt! Und in Wahrheit hatte Hitler an diesem Tag Epp ein Telegramm geschrieben und nicht umgekehrt.

R. W. Zur Aufdeckung solcher Details brauchten die Experten Wochen? Und wissen Sie, als die Kollegen von der »Times« über den Vorabdruck berieten, sollen sie dem Besitzer der Zeitung, Rupert Murdoch, ein Fax gesandt haben, es seien Hitlers Tagebücher aufgetaucht, doch ein gewisser Historiker habe Zweifel an deren Echtheit. Die Antwort von Murdoch, heißt es, sei prompt gekommen und habe vier Worte gezählt: »Fuck the professor, publish!«

D. H. Und Kujau wanderte ins Gefängnis, stellte sich aber 1996 in Stuttgart als Kandidat für das Amt des Oberbürgermeisters zur Wahl und erhielt immerhin neunhundert und eine Stimme.

R. W. Das Verlagshaus Gruner + Jahr hingegen kostete der Schwindel dreiundzwanzig Millionen Mark.

D. H. Eine lehrreiche Geschichte für Verlage, die offenbar keine Wirkung zeigt. Als 1992 die Tagebücher von Jack the Ripper auftauchten, warf ein englischer Verlag sofort die Druckmaschinen an.

R. W. Kein Wunder, dieser Fund war der Traum eines jeden Verlegers: Ein Schrotthändler aus Liverpool hatte die Tagebücher des Baumwollhändlers James Maybrick unter den Dielen einer viktorianischen Villa gefunden. Maybrick bekannte sich erstaunlich detailliert zu allen fünf Morden und unterschrieb treuherzig mit »yours truly Jack the Ripper«.

D. H. Mit Maybrick als Ripper war ein Rätsel gelöst, das die Gruselfreunde beinah zur Verzweiflung getrieben hatte: Warum hatte das Morden im November 1888 so plötzlich aufgehört? Es war wie beim Puzzlen: Genau zu diesem Zeitpunkt war James Maybrick von seiner Frau vergiftet worden. Zwei große Rätsel der englischen Kriminalgeschichte waren gelöst: Die Identität der Rippers und das Mordmotiv der Florence Maybrick.

D. H. Zu schön, um wahr zu sein.

R. W. Eine Handschriftenuntersuchung brachte die Wahrheit ans Licht: Die Tagebücher waren 1912 geschrieben worden, und da war Maybrick schon lange tot.

D. H. Schließlich outete sich der Fälscher: Es war der Schrotthändler, der die angeblichen Tagebücher gefunden hatte.

R. W. Um den englischen Verlag, der bereits auf einer gigantischen Auflage saß, braucht sich niemand zu sorgen. Es wurde einfach ein Aufkleber auf die Bücher gepappt, auf dem zu lesen stand: »Ist es echt? Lesen Sie den Beweis und urteilen Sie selbst!«

R. W. So einfach konnte Han van Meegeren seinen Kopf nicht aus der Schlinge ziehen. Er, den man auch den genialsten Kunstfälscher des 20. Jahrhunderts nennt, verkaufte einen selbst gezeichneten Vermeer an Göring und wurde nach dem Krieg als Kollaborateur angeklagt. Erst unter Androhung der Todesstrafe gab er die Fälschung zu.

D. H. Immerhin. Als Hitler sich mal einen falschen Spitzweg hatte andrehen lassen, ließ er gleich ein Gutachten anfertigen, das besagte, der Spitzweg sei ein Original. Hitlers Hausfotograf Heinrich Hoffmann gab sich für die Expertise her.

R. W. Solche Hoffmänner finden sich immer. Aber zurück zur Presse! Erinnern Sie sich an den Kujau des Fernsehens, Michael Born, der in den späten achtziger und frühen neunziger Jahren »Spiegel-TV« und »Stern-TV« mit gefälschten Beiträgen versorgte?

D. H. O ja, indische Kleinkinder knüpfen Teppiche für Ikea, und Mitglieder des Ku-Klux-Klans treffen sich in der Eifel ...

R. W. Der hat übrigens eine vierjährige Gefängnisstrafe bekommen und hinterher nicht mal eine politische Karriere angestrebt.

D. H. Oder sein Bruder im Ungeist, Tom Kummer, der Interview-Fälscher, der von Sharon Stone über Brad Pitt und Kim Basinger bis zu Bruce Willis alles niederinterviewte, was in Hollywood Rang und Namen hatte ...

R. W. ... ohne allerdings einigen der Herrschaften je begegnet zu sein. Und alle Menschen wurden Kummer und stellten sich Sharon Stone so vor wie der kleine Tom in seinem abendlichen Bettchen.

D. H. Er nannte das »Implosion des Realen«, »Borderline-Journalismus«, eine »Erweiterung der Medientheorie«.

R. W. Und als Chefankläger baute sich auf zu Überlebensgröße: Mr.Fakten Fakten Fakten himself, Helmut Markwort.

D. H. Moment, hatte nicht derselbe Markwort ehemals als »Focus«-Interview mit Ernst Jünger ausgegeben, was zwei Jahre zuvor schon in der »Bunten« abgedruckt worden war?

R. W. Gewiss. Derselbe Markwort hatte auch ein Mitterrand-Interview sinnentstellt und angereichert aus dem französischen »L'Express« übernommen und ein Gespräch mit der verfolgten Autorin Taslima Nasrin gebracht, in dem sie, Focuspokus!, plötzlich Namen nannte, von denen sie nie gehört hatte. Schließlich brachte »Focus« unter »Deutschlands besten Ärzten« sogar einen Toten unter.

D. H. Als Bock mit Gärtner-Ambitionen im deutschen Magazin-Journalismus schiebt Markwort so etwas erst einmal kopfschüttelnd auf die leider, leider immer wieder unsauber arbeitenden freien Kräfte des Hauses und verlässt sich anschließend auf die Gewissheit: Irgendwann ist auch die Wahrheit über Fälschungen noch wahrer als wahr, nämlich passé.

R. W. Zum Beispiel diese: Die englische »GQ« hat den Hintern von Kylie Minogue gefälscht. Nicht, dass er zum Gesäß »hochsterilisiert« worden wäre, wie Bruno Labadia gesagt hätte, nein, auf dem Weg in den Druck ging ihm nur irgendwie der Slip verloren. Wer einen Hintern hat, muss damit rechnen, dass er der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt wird. Das ist einfach nur die Anwendung der »suggestofiktiven Methode« auf die Nates-Region: Wir erfinden die Wirklichkeit täglich neu.

D. H. Und die »Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung« war vor Jahren ganz trunken vor Glück, weil eine junge Fotografin nicht an Charme und Rum gespart hatte und »die geheimen Paläste des Fidel Castro« hatte ablichten dürfen. Und der kommentierende Feuilletonist griff, berauscht von der Exklusivität dieses Fundes, tief in seine Jargon-Schatzkiste und schwurbelte, dass es eine Freude ist: »Im kalten Herzen der Macht« fühlte er sich beim Betrachten der Bilder und fröstelte theatralisch. Schon sieht er vor seinem inneren Auge die Sintflut nahen: »Das Neonlicht spiegelt sich im polierten Fußboden, und es sieht aus, als wäre die Halle überschwemmt, als stünde der gebauten Utopie das Wasser schon bis zum Hals.« Es lebe die Wortkaskade, die freizügige Assoziation, die willkürliche Interpretation.

R. W. Ja, wenn er als der erste westliche schreibfähige Mensch die innersten Verliese der sozialistischen Macht betreten darf, wie soll er sich denn da nicht hinreißen lassen?

D. H. Er war ja nie wirklich da, und die Bilder zeigten nicht Castros Heim und Hof, sondern offizielle Empfangssäle, kein bisschen geheim, sondern bereits tausendfach aufgenommen bei Empfängen und Staatsbesuchen.

R. W. Ja, auch die Wahrheit leidet manchmal unter saisonaler Schwäche, und sei es auch nur, weil sich der Autor von der Wucht seiner Fantasie auf und davon tragen lässt.

D. H. Und hat nicht Karl May das »Wilde Kurdistan« gefälscht und Gerd Konzelmann das Morgenland?

R. W. ... fälscht nicht Edmund Stoiber seine Empörung und die FDP ihr Selbstbewusstsein, sucht ein TV-Beitrag etwa die Wahrheit leidenschaftlicher als den Erfolg und hat das ungeliftete Haupt dieser Wahrheit je so strahlend ausgesehen wie der gefälschte Hintern?

D. H. Der Erfolg triumphiert über die Wahrheit, und damit hat deren letztes Stündlein geschlagen. Echt wahr.

R. W. Aber dass diese Schwindler nicht mal die Lüge beim Namen nennen können.

D. H. Jetzt hat dieser Tom Kummer jüngst auch noch seine Autobiographie veröffentlicht!

R. W. Vielleicht ist ja das Lügen einfacher geworden. Alle Informationen schwirren durcheinander, widersprechen sich, folgen

Interessen, sind gesponsert und tragen Label.

D. H. Vielleicht liegt es an der Ferne zwischen den Lügnern und ihren Adressaten. Bismarck hat ehemals ernsthaft prognostiziert, es werde eines Tages noch dazu kommen, dass man sage, »er lügt wie telegraphiert, denn gegen den Missbrauch, der mit diesem Beförderungsmittel getrieben wird, sind bisher die wenigsten Leute noch auf der Hut«.

R. W. Denken Sie an die Damnatio memoriae.

D. H. Die was?

R. W. Die Korrektur des historischen Gedächtnisses etwa auf Bildern: Trotzki verschwindet als Begleiter Lenins, Fotografien werden nachträglich entnazifiziert, Symbole wegretuschiert, aus Pfützen werden Blutlachen ... durchsichtige Manipulationen der historischen Wahrheit.

D. H. Ähnlich wie die sogenannten »Protokolle der Weisen von Zion«. Wissen Sie, woher die stammen?

R. W. Gleich werde ich es wissen.

D. H. 1864 wurden sie in Form eines Unterweltdialogs aus mehreren rein fiktionalen Texten zusammengeschrieben. Eine Montage. Eine Collage! Das Ganze war gemeint als ein Pamphlet gegen den Despotismus Napoleons III. – Anfang des 20. Jahrhunderts hat man

dann die Fiktion zum nicht fiktiven Geheimdokument umetikettiert. Plötzlich sollte es sich um die geheime Mitschrift des ersten Zionistenkongresses in Basel aus dem Jahr 1897 handeln: Ein intimer Einblick in die jüdisch-sozialistischen Weltherrschaftspläne, die jüdische Weltverschwörung und ihre Absicht, politische Ideen wie Liberalismus, Demokratie oder Pressefreiheit zu unterwandern.

R. W. Und das wurde geglaubt?

D. H. Es sitzt offenbar immer noch in einigen Köpfen. In Deutschland wurden die »Protokolle« 1920 publiziert, erreichten mit 22 Auflagen innerhalb von achtzehn Jahren Bestsellerstatus, nährten die antisemitische Propaganda und bildeten eine wichtige Quelle für Hitlers »Mein Kampf«.

R. W. Paranoia?

D. H. Na ja, jedenfalls gipfelte alles in der Behauptung, die Juden würden den Bau der U-Bahn in London und Paris nur deshalb finanzieren, um die so unterminierten Städte in die Luft sprengen zu können, falls sich die Regierungen gegen die jüdische Weltherrschaft zur Wehr setzen würden.

R. W. Aber die Wahrheit kam dann doch ans Licht?

D. H. Im Grunde ja. Schon 1921 ist der »Times« der Nachweis der Fiktionalität der Protokolle gelungen, und 1935 wurde dieser Befund auch von einem Schweizer Gericht bestätigt. Doch weil das Urteil

einige Jahre später aus bloß formaljuristischen Gründen kassiert wurde, gehören die »Protokolle« in einigen moslemischen Staaten noch heute zu den am meisten verbreiteten Kampfschriften gegen Israel. Einen Schritt weiter, und wir sind bei der »Auschwitzlüge« ...

R. W. ... dem einzigen Fall einer bei uns auch juristisch strafbaren Geschichtsklitterung, ja. Aber glauben wir wirklich an die Bedenklichkeit, also an die Wirkung eines solchen Unfugs?

D. H. Moment. Sie haben ja Hannah Arendt vorhin selbst zitiert. Sie schreibt auch: »Die bewusste Leugnung der Tatsachen – die Fähigkeit zu lügen – und das Vermögen, die Wirklichkeit zu verändern – die Fähigkeit zu handeln – hängen zusammen, sie verdanken ihr Dasein derselben Quelle: der Einbildungskraft.«

R. W. Also ist die Fantasie selbst moralisch indifferent, aber sie leitet die Praxis zum Besseren oder zum Fatalen. Aus der Korrektur der Vergangenheit ließe sich also eine veränderte Einrichtung der Zukunft ableiten.

D. H. Stimmt, aber wir wollten von den fatalen Folgen des Lügens reden, zum Beispiel für das Wohlbefinden. Hören Sie: »Ein Augenblick voll natürlicher Harmonie lässt uns wünschen, dass die Sekunde sich dehne. Doch zumeist bleibt es Augenblick und flüchtiger Wunsch, denn die Unruhe, dem Geiste einst dienstbar, beherrscht uns und treibt uns umher ...«

R. W. Das ist Kitsch, Hildebrandt, und gesundheitlich unbedenklich.

D. H. Das ist Werbung, Willemsen, und geht so weiter: »Ruhe und Schlaf zu fördern vermag Contergan.«

R. W. O weh!

D. H. »Dieses gefahrlose Medikament belastet den Leberstoffwechsel nicht, beeinflusst weder den Blutdruck noch den Kreislauf und wird auch von empfindlichen Patienten gut vertragen. Schlaf und Ruhe: Contergan, Contergan forte.«

R. W. Keine Rede von Risiken und Nebenwirkungen, Arzt und Apotheker?

D. H. Keine Rede von Fehlbildung, Forschung und Industrie und ihrem Schulterschluss auf dem Feld der pharmazeutischen Lügen, nein.

R. W. So viel für alle, die glauben, die einzige Lüge der Pharmazie sei das Placebo. Habe übrigens lange keine große Geschichte über die fatalen Wirkungen von Medikamenten mehr gelesen oder gesehen.

D. H. Solange Zeitungen und Sender sich aus den Werbetöpfen der Pharmaindustrie ernähren, können Sie auch lange drauf warten.

R. W. Übrigens klingt diese Contergan-Werbung in meinen Ohren ohnehin nicht mehr ganz zeitgemäß. Zu blumig, zu wenig wissenschaftlich.

D. H. Wissenschaftlich? Sie meinen Liposomen, Jod-S-11-Körnchen, Figurpflege-Konzentrat mit Co-Koffein Cx oder Antioxydantien?

R. W. Angeblich lauter Resultate der firmeneigenen Forschung!

D. H. Dr.Best quält die Tomaten ...

R. W. ... und Lyssenko den Weizen.

D. H. Wer?

R. W. Lyssenko, der führende Biologe der UdSSR unter Stalin. Er bestritt die Existenz von Genen als unsozialistisch und führte die Entwicklung des Menschen einzig auf Vererbung und Erziehung zurück. Vom sozialistischen Milieu versprach man sich alles: Das Absterben des Eigennutzes, die Ausrottung von Verbrechen und Prostitution, und selbst Erbkrankheiten sollten auf diesem Weg verschwinden. Ein neuer Mensch sollte entstehen.

D. H. Lachhaft, gewiss, aber gefährlich?

R. W. Warten Sie. Lyssenkos ideologisch einwandfreie Definition von Vererbung besagte: Der Organismus reagiert auf die Bedingungen seiner Umgebung. Also lassen sich Weizen und Roggen durch geeignete Umweltbedingungen ineinander verwandeln, aus Kulturpflanzen kann spontan Unkraut entstehen, und wenn man Singvögel mit haarigen Raupen füttert, werden aus ihnen Kuckucke.

D. H. An so was glaubte ja nicht mal Illigs Mittelalter.

R. W. Na ja, Lyssenkos groß angelegte Landwirtschaftsprojekte misslangen auch mit schöner Regelmäßigkeit. Einmal hat er unter ungünstigen klimatischen Bedingungen Weizen gesät und im nächsten Jahr Roggen auf dem Feld gefunden. Der war aber bloß vom benachbarten Feld dahin geweht worden. Das verwehte Getreide wurde als großer Durchbruch gefeiert. Die sonstigen Ergebnisse manipulierte er, sprach von Sabotage, wo sie nicht zu manipulieren waren, und richtete auf diese Weise jahrzehntelang landwirtschaftliche Schäden in Millionenhöhe an.

D. H. Das muss doch aufgefallen sein.

R. W. Das sollte es nicht. Er baute ein System von Gönnern und Helfern auf, die seinen Sturz verhinderten, aber halfen, seine Gegner nach Sibirien zu schicken oder ganz zu eleminieren. Am Ende war er ein erfolgreicher Lügner, weil sein paranoides System dem Staat strategisch genützt hat.

D. H. Paranoide Gebilde sind das Arkadien der Lüge. Sie schaffen eigene Wahrheitssysteme und legen selbst fest, was wahr und was gelogen sei, Einwand und Gegendarstellung ausgeschlossen.

R. W. Dem ZK-Sekretär der SED für Wirtschaftsfragen, Günter Mittag, zuständig für die Planwirtschaft der DDR, wurde einst vorgeschlagen, den Warenexport auf 521 Millionen Valutamark

festzulegen, »damit auch per 30. 9. ein Exportüberschuss gemeldet werden kann«. Das ist ihm aber zu läppisch, er streicht die Zahl 521 durch und ersetzt sie durch 910. Ein Fall von Abertausenden.

D. H. »Die Partei, die Partei, die hat immer recht.«

R. W. Das musste auch der spätere Bürgerrechtler Wolfgang Templin erfahren. Nach seinem Parteiaustritt werden ihm aus dem ganzen Land Waren zugeschickt, die er angeblich zu völlig überhöhten Preisen gekauft haben soll. Seine Angebote habe er per Postkarte abgegeben – alles Fälschungen aus der Werkstatt der Stasi. Templin durchschaut den Schwindel und klärt die Anbieter auf. Von da an werden die Postkarten mit dem Hinweis versehen »Wenn mein Bruder erscheint (geisteskrank), nur mich verlangen und keine Argumente des Redseligen gelten lassen.«

D. H. Bei Paranoia fällt mir Nicolae Ceauşescu ein. Er verpasste sich nicht nur selbst den Titel »Genie der Karpaten«, sondern schickte sich auch gefälschte Geburtstagstelegramme mit Glückwünschen der Queen und des spanischen Königs.

R. W. Zu Ihrem 80. Geburtstag soll ja auch Boris Jelzin geschrieben haben!

D. H. Was für ein ungezogener Kommentar. Ihre Kinderstube lässt immer mehr zu wünschen übrig.

R. W. Bin wohl ein Opfer antiautoritärer Erziehung.

D. H. Und ich eines allzu autoritärer.

R. W. Ich fürchte, in den Spätwirkungen nimmt sich das nicht viel. Außerdem führen Erzieher im Dienste ihrer hehren Ziele überall und zu allen Zeiten allerlei Irrlehren ins Feld. Erinnern Sie sich: Die Pädagogik der Aufklärung hat behauptet, die Schande der Selbstbefleckung führe zu Blindheit und Wahnsinn.

R. W. Sie haben recht, zu meiner Zeit schon nur noch zu Rückenmarkserweichung. Aber wenigstens stirbt niemand an den Lügen der Pädagogik.

D. H. Aber vielleicht an dem Schuldbewusstsein, das sie wecken.

R. W. Stimmt. Ich fand mal in einer pädagogischen Schrift Ihres geliebten 18. Jahrhunderts die Darstellung eines Mannes, der angeblich an nichts litt als an seiner Leidenschaft für die Masturbation. Der Arzt schrieb: »Ich begab mich zu ihm, und da fand ich nicht sowohl ein lebendiges Wesen, als vielmehr einen hässlichen Leichnam. Ausgemergelt, blass, unreinlich lag er auf dem Stroh, hauchte einen abscheulichen Gestank aus und konnte fast kein Glied bewegen ...«

D. H. »Fast!«

R. W. »Aus der Nase lief ihm oft ein blasses und wässrichtes Blut, und aus dem Munde trat ihm beständig Geifer [...] der ganze Körper

war erstaunlich mager, ausgenommen die Füße, welche anfingen aufzudunsen.« Also, ich bin kuriert!

D. H. Und so geht das immer weiter mit der Strafpädagogik: Wenn man nicht aufisst, wird am nächsten Tag das Wetter schlecht, vom Schielen bleiben die Augen stehen ...

R. W. ... von Cola bekommt man einen schwarzen Hintern, und wenn du nicht artig bist, dreht der Pilot um und fliegt dich nach Hause, wenn du dein Kaugummi verschluckst, wächst dir ein Gummibaum aus dem Hintern ...

D. H. ... wenn du Grimassen schneidest, bleibt irgendwann das Gesicht stehen, wenn du das Bonbon zerbeißt, fallen dir die Plomben raus, wenn du mit dem Bauchnabel spielst, löst sich die Schraube, und der Hintern fällt ab ...

R. W. ... und böse Gedanken haben eine Million Gifte.

D. H. Gott der Herr hat sie gezählet ...

R. W. Allerdings sollten wir nicht unerwähnt lassen, dass die lieben Kleinen sich durchaus zu rächen wissen. Die Lügen, die ein Lehrer zu hören bekommt, wenn er des Morgens die Hausaufgaben kontrolliert, verraten den jeweiligen Charakter.

D. H. Stimmt. Der Langweiler sagt: »Ich hab’s vergessen.«

R. W. Der Dumme: »Ich dachte, das sei mündlich.«

D. H. Der Technokrat: »Mein Rechner ist abgestürzt.«

R. W. Der Tierfreund: »Ich habe alles gemacht, sogar mit verschiedenen Farben unterstrichen, aber dann hat mein Hund das Heft aufgefressen, und ich konnte es nicht nochmal neu machen, weil wir bis spät abends in der Tierklinik waren. Mein Vater meinte, die bunten Stifte seien vielleicht giftig.«

D. H. Der Ökologe: »Auf dem Weg hierher bin ich in eine Überschwemmung geraten, bestimmt wegen der schmelzenden Polkappen. Ich konnte mich gerade noch retten, aber der Ranzen ist futsch.«

R. W. Der Erzähler: »Ein grünschuppiger Stachelbuckel kam des Weges und hat mich auf einen Flug mitgenommen. Als Dankeschön musste ich ihm mein Matheheft geben, die Strahlensätze fand er sehr interessant.«

D. H. Das Opfer: »Meine Schwester ist total ausgerastet, weil Martin Stosch nicht bei DSDS gewonnen hat. Sie hat alle Bohlen-CDs in den Müllschlucker geworfen, und irgendwie muss mein Heft dazwischengeraten sein.«

R. W. Das traditionelle Opfer: »Ich musste ganz viel im Haushalt helfen, und meine beiden bösen Stiefschwestern haben sich über mich lustig gemacht.«

D. H. Der Analytiker: »Eine innere Blockade hat mich daran gehindert, diese Aufgaben zu erledigen. Wahrscheinlich ein frühkindliches Trauma.«

R. W. Immerhin kann sich hier ein schöpferischer Geist austoben, in der Hoffnung, sich das Leben zu vereinfachen. Mit sehr viel weniger Fantasie geht der Phrasendrescher vor. Basiert nicht die große Vereinfachung des Lebens durch die Floskel auf der Lüge: dass die Formel 1 ein Wahnsinn und die Oper tot ...

D. H. ... dass jeder Mensch Streicheleinheiten braucht und Diktatoren Fantasieuniformen tragen ...

R. W. ... dass ungelüftete Anzüge Rheuma erzeugen ...

D. H. ... dass mein Freund Ausländer ist und eine Stadt ›Nein‹ sagt; dass totalitäre Staaten ihre Exekutionen als zynisches Medienspektakel inszenieren und demokratische nur ihre Geiseldramen ...

R. W. ... dass im Augenblick unseres Todes das Leben noch einmal im Schnelldurchlauf durchrattert ...

D. H. ... das ist wahrscheinlich alles unwahr, gelogen und erfunden, erleichtert aber die Konversation. Man verständigt sich, indem man auf dem Austausch bekannter Vorurteile surft. So ist halt Smalltalk. Doch die Lüge selbst, werden ihr nicht wenigstens auch ein paar

Nebenwirkungen zugeschrieben, die mit denen der Masturbation mithalten können?

R. W. Na, eine lange Nase natürlich, und nicht nur das, selbst Ernst von Feuchtersleben, ernst zu nehmender Verfasser der »Diäthetik der Seele«, schreibt gegen Ende des 19. Jahrhunderts: »Wie ein heimliches Gift nagt und frisst die beständige Lüge, der peinliche Selbstzwang an den innigsten Kräften unseres Daseins, und mit krankhaftem Behagen füttern wir den Wurm, der uns verzehrt.«

D. H. Mag sein, ich bin schon ganz angefressen, und es würde mich nicht wundern, wenn mir zur Strafe bald »wässrichtes Blut« aus der Nase liefe, aber im Rückblick haben Lügen oft eine eigene Poesie und verraten viel über beide, den Lügner wie den Belogenen.

R. W. Hildebrandt, ich erkenne Sie nicht wieder. Auch Sie haben also ein Herz für Exzentriker, für die phantastischen Liebhaber der Lüge, die Kapitalisten des Imaginären?

D. H. Aber gewiss. Als wir sagten, es gibt Fälle, da ist Schluss mit lustig, da sagten wir implizit doch auch: Es gibt Fälle, da fängt der Spaß erst richtig an.

R. W. Wie wäre es zuerst mit den Grenzfällen?

D. H. Gut. Kennen Sie Gregor MacGregor?

R. W. Es reicht mir, dass Sie ihn kennen.

D. H. 1820 kauft er die Moskitoküste in Südamerika, nennt sie das Land Poyais, sich selbst den Fürst von Poyais. Seine Beschreibungen des unwirtlichen, in Wirklichkeit von Gelbfieber und Malaria verseuchten Landes klingen paradiesisch: Mahagonibäume, Zedern, tropische Früchte wachsen in fruchtbarer Vegetation. Stattliche Gebäude, Banken, moderne Hafenanlagen, ein Opernhaus zieren die Metropole des demokratischen Staats. Und London läuft Amok, eine angesehene Bank vertreibt Anleihen von 200 000 Pfund, ein Handbuch für potenzielle Siedler erscheint, Einwanderungsbüros verkaufen Land für vier Schillinge pro Morgen, ein Zeichner fertigt Stiche an, Balladensänger preisen an jeder Straßenecke das ferne Dorado, und MacGregor wird schließlich wegen seiner Verdienste zum Ritter geschlagen. Ein Schwindler, ein Hasardeur, ein Betrüger ...

R. W. Und warum klappte das so gut? Weil sich die britischen Insulaner in völliger Unkenntnis über jene Weltteile befanden, die sie nicht kolonialisiert hatten. Ignoranz? Gewiss. Aber denken Sie mal an all die Schwärmerei, die schöne Sehnsucht, die Poesie, die durch diesen Betrug in die Welt gekommen ist.

D. H. Wie in der Parabel, in der der Vater den Kindern ein herrliches Weihnachten verspricht, und erst Heiligabend erfahren sie, dass er zu arm ist, sie zu beschenken. So, verteidigt die Parabel den Vater, hatten die Kinder wenigstens über Wochen die gleiche schöne Vorfreude wie ihre Spielkameraden.

R. W. Wer auf diesen Vater reinfällt, kriegt nichts, wer auf MacGregor reinfiel ...

D. H. ... war bankrott und holte sich in diesem Paradies die Malaria.

R. W. Aber wenigstens hatte er vorher das schöne Leben eines Schwärmers geführt.

D. H. Nun werden Sie mal nicht voreilig sentimental. Es gibt wohl kaum eine Wirtschaftslüge, die nicht mit den Träumen der Leute spekulierte – der Börsianer Harksen, der Baulöwe Schneider ...

R. W. ... der Seelöwe Karsten Speck ...

D. H. ... der eines seiner Opfer immerhin in den Selbstmord trieb. Der große Manipulator De Angelis ...

R. W. Wer?

D. H. Wall Street, sechziger Jahre. Der Spekulant Anthony De Angelis schafft es, mit Millionen nicht existenter Salatöl-Gallonen zwei Finanzmaklerhäuser der Wall Street in den Bankrott zu treiben, dazu eine Tochtergesellschaft der American Express Company zu ruinieren und die Terminwarenpreise auf den Rohstoffmärkten in New York und Chicago ins Bodenlose stürzen zu lassen.

R. W. Hätte nie gedacht, dass solche Kräfte im Salatöl wirken können!

D. H. Haben Sie eine Ahnung! Sie würden Ihr Salatöl auch mit anderen Augen sehen, wenn Sie Ihr Leben darauf aufbauen wollten. Die gewieftesten Banker, Broker und Geschäftsleute hat er ausgetrickst, immer neue Unsummen für den nächsten Deal lockergemacht. Trotz der unglaublich niedrigen Preise, zu denen er sein Salatöl verkaufte, fragten sich die Financiers nicht, wo da noch Gewinne herkommen sollten. Schließlich besaßen sie Papiere für erstaunliche Mengen an Salatöl. Erst nach acht Jahren entdeckten die Behörden, dass De Angelis' Salatöltanks leer waren.

R. W. Ein Wunder, dass sich das Salatöl davon je wieder erholt hat!

D. H. Kein Wunder, denn die Tanks der Gier und der Gutgläubigkeit leeren sich nie.

R. W. Doch es gibt auch schlicht die platonische »Unwissenheit in der Seele des Getäuschten«. Und irgendwie schmeckt dies Salatöl aus den Sechzigern ja auch verdächtig nach Enron in der Gegenwart, oder?

D. H. Ja, unglaublich: Einer der zehn größten Konzerne der USA, Mitte der achtziger Jahre das siebtgrößte Unternehmen des Landes, vernichtet sechzig Milliarden Dollar Börsenwert durch Termingeschäfte und Bilanzfälschungen, unter Mitwirkung von fünfhundert Managern, die sich kurz vor der Insolvenz noch hohe Bonuszahlungen genehmigen, und einem Wirtschaftsprüfungsinstitut, das die Justiz behindert. Die Dreistigkeit

der Verantwortlichen bei den Anhörungen ist so drastisch, das vollständige Fehlen von Schuldbewusstsein so beeindruckend, die Atmosphäre der allgemeinen Undurchsichtigkeit so dicht, dass man zuletzt nur weiß, dass alle daran verdient haben, aber kaum verstehen kann, wie es dazu kommen konnte. Die Versuchung muss so gigantisch gewesen sein wie die Lügen – einer der größten Börsenskandale der amerikanischen Wirtschaftsgeschichte.

R. W. Das Salatöl ist flügge geworden!

D. H. Und trotzdem: Die Habgier allein ist es nicht, die den Lügner treibt und den Gutgläubigen einlullt. Der gedopte Athlet etwa, glauben Sie, es geht ihm allein um eine Abkürzung zur Prämie, zum Preisgeld, zu den Werbegeldern? Vielleicht auch. Aber wer von uns kann schon beurteilen, was die Zwangsvorstellung »Podium« in ihm anrichtet, diese einzige triumphale Kompensation für die Schinderei?

R. W. Ein Charakterdefekt, in dem der Siegeswille unmittelbar verwachsen ist mit der Bereitschaft zum Betrug? Sogar zum blutigen Komplott, wie im Falle der Eiskunstläuferin Tonya Harding, die ihrer Rivalin Nancy Kerrigan mit einer Eisenstange die Beine zertrümmern ließ? Eine »déformation professionelle«?

D. H. Bei manchen ist es vielleicht so. Aber es bleibt immer noch die freie Entscheidung, wenn sie denn frei ist.

R. W. Frei wie Diego Maradonas »Hand Gottes«?

D. H. Er war zumindest so frei, Gott in den Dienst seiner Lüge zu stellen, und wer wollte gegen Gott eine rote Karte ziehen?

R. W. Aber wir wollen doch bitte nicht glauben, das professionelle Lügen sei auf Sportler, Schauspieler, Politiker, Journalisten, Künstler, Erfinder, Entdecker, Ärzte reduziert. Was ist mit dem Schriftsteller, zum Beispiel dem Plagiator? Brecht, der sich für die »Dreigroschenoper« bei François Villon bedient, für »Im Dickicht« bei Arthur Rimbaud. Auf seine Erklärung dürfen Sie gespannt sein!

D. H. Ich bin es.

R. W. Er sagte: »Im Buch sind diese Stellen durch Anführungszeichen als Zitate kenntlich gemacht. Die Bühne besitzt anscheinend keine Technik, Anführungszeichen auszudrücken.«

D. H. Recht hat er! Ich habe auch keine Lust, hier wie ein Idiot Anführungszeichen in die Luft zu fuchteln. Und ein Geheimnis hat Brecht auch nicht daraus gemacht. »Wie man weiß, gehört meiner Ansicht nach die Plagiierkunst zum Handwerk des Schriftstellers« – er gab es ganz unumwunden zu.

R. W. Sie verteidigen das auch noch? Beschämend, diese Abschreiberei! Ich erinnere an Ana Rosa Quintana, TV-Moderatorin und im Jahr 2000 Bestsellerautorin in Spanien: »Sabor a hiel«.

D. H. Zu Deutsch heißt der Roman »Bitterer Geschmack«.

R. W. So sollte er auch heißen: Seitenweise abgeschrieben aus Danielle Steeles Novelle »Familienalbum« und aus »Frauen mit großen Augen« von Ángeles Mastretta. Quintanas Erklärung ist noch schöner als die von Brecht.

D. H. Sie werden sie mir sicher nicht vorenthalten.

R. W. Nein, Sie sollen sie erfahren und sich schämen, weil Sie Plagiatoren verteidigen: Der Computer war schuld! Ana Rosa Quintana hatte Auszüge aus anderen Werken auf ihrer Festplatte gespeichert, und als sie ihren Besteller schrieb, muss das fremde Material irgendwie in die eigene Prosa gerutscht sein.

D. H. Was für eine törichte Person! Völlig einverstanden mit Ihrer Empörung. Empörung verdient übrigens auch Quintanas französische Kollegin Calixthe Beyala, der man wegen ihrer fleißigen Abschreiberei 2005 die »Goldene Palme des Plagiats« zusprach. Aber ich bitte Sie um ein wenig Differenzierung. Die ganze Weltgeschichte des Geistes ist eine Geschichte der Plagiate. Früher galt es als ehrenvoll, sich glanzvoll mit Zitaten anderer Meister zu schmücken, es war als Verbeugung gedacht!

R. W. Man kann diese Verbeugung allerdings derart übertreiben, dass einen die Last des schlechten Gewissens zu Boden ziehen sollte.

D. H. Sie müssten den halben Dichterolymp hart bestrafen, wenn Sie es so genau nehmen: Nestroy hat die Plots fast aller seiner Stücke

bei französischen Kollegen geklaut. Shakespeare soll auf den Vorwurf, eine Szene aus einem fremden Stück entführt zu haben, gelassen geantwortet haben: »Sie ist ein Mädchen, das ich aus einer schlechten in eine gute Gesellschaft gebracht habe.« Joseph Roth hat in seinem »Radetzkymarsch« einen Roman von Bruno Brehm verwurstet ...

R. W. Auch Thomas Mann zeigte sich nicht gerade etepetete ...

D. H. Jetzt kommen Sie bitte nicht mit dem Selbstgespräch Goethes aus »Lotte in Weimar«.

R. W. Wieso nicht? Ist zusammengestrickt aus verschiedenen Äußerungen Goethes.

D. H. Wesentlich für die Authentizität der Figur! Und Thomas Mann hat das nie bestritten.

R. W. Er konnte ja auch nicht gut sagen, sein Manuskript habe sich auf seinem Rechner mit fremden Texten vermischt ...

D. H. Nicht umsonst fand Heinrich Heine: »Es gibt in der Kunst kein sechstes Gebot, der Dichter darf überall zugreifen, wo er Material zu seinen Werken findet.«

R. W. Ich dachte schon, Sie kommen mit Goethe: »Was kann die Nachwelt denken, was nicht die Vorwelt schon gedacht?«

D. H. Und Mark Twain beneidete Adam, denn er war der einzige Mensch, der sicher sein konnte, dass seine Gedanken und Ideen von ihm alleine stammen.

R. W. Er hätte sie von Eva stehlen können. Am besten, er hätte sie überhaupt nicht gestohlen!

D. H. Jetzt seien Sie doch nicht so humorlos. Nehmen Sie sich ein Beispiel an Egon Friedell. Als der entdeckte, dass Anton Kuh von ihm abgeschrieben hatte, schrieb er ihm: »Sehr geehrter Herr, überrascht stelle ich fest, dass Sie meine bescheidene Erzählung ›Kaiser Josef und die Prostituierte‹ unverändert, nur mit der Hinzufügung ›von Anton Kuh‹ im ›Querschnitt‹ veröffentlicht haben. Es ehrt mich selbstverständlich, dass Ihre Wahl auf meine kleine launige Geschichte gefallen ist, da Ihnen doch die gesamte Weltliteratur seit Homer zur Verfügung gestanden hat. Ich hätte mich deshalb auch gerne revanchiert, aber nach Durchsicht Ihres gesamten Œuvres fand ich nichts, worunter ich meinen Namen setzen möchte.«

R. W. Nur weil Egon Friedell ein Mensch von unmenschlicher Gelassenheit ist, müssen Sie nicht die Geisteseigentumsdiebe verteidigen.

D. H. Sie sind haarspalterisch! Werfen Sie etwa auch Ihrem geliebten Nietzsche vor, dass er in seinem »Zarathustra« eine Reisebeschreibung eingearbeitet hat, die er als 12-jähriger Knabe las?

R. W. Hm. Anführungszeichen hätte er schon machen können. Und Sie, Sie wollen nur kein schlechtes Gewissen haben, wenn Sie wieder mal was aus dem Internet runterladen.

D. H. Nein, ich stimme Ihnen ja zu: Auch Geistesarbeit ist Lohnarbeit, schlecht bezahlte in der Regel, und ein Copyright ist eine feine Sache. Aber man sollte auch hierbei nicht im Dogma erstarren und die sogenannte »Intertextualität« mit Plagiat gleichsetzen. Wir teilen nun mal alle ein gemeinsames Referenzsystem. Ich halte es eher mit Peter Rühmkorf – wenn Sie es mir gestatten, ihn zu zitieren, mit An- und Abführung, versteht sich.

R. W. Vergessen Sie die Quellenangabe nicht!

D. H. Aus: Peter Rühmkorf: Wo ich gelernt habe. Göttingen 1999: »Da hat sich [...] in grauer oder, meinetwegen in grüner Vorzeit einmal ein Samenkorn in eine jugendliche Seele gesenkt, und obwohl man sich nie wieder Gedanken darüber gemacht hat, beginnt es sich plötzlich als sozusagen eigener Einfall zu entfalten. Aber ich hoffe, es ist eine lässliche Sünde, und wo man sie gebeichtet hat, kann man sie auch als Verbeugung lesen.«

R. W. Da ist sie wieder, die Verbeugung. Ich finde, sie sollte wenigstens sichtbar sein. Zumindest für Eingeweihte.

D. H. So John Irvings Owen-Meany-Verbeugung vor Günter Grass?

R. W. Oder wie Susan Sontags Verbeugung vor Willa Cather. Lassen Sie mich zitieren ...

D. H. Aber bitte!

R. W. Willa Cather: »Als Oswald sie aufforderte, einen Trinkspruch auszubringen, streckte sie den langen Arm aus, hob das Glas und sagte, ernst in das verschwimmende Kerzenlicht schauend: ›Auf mein Laand!‹« Susan Sontag schreibt, passen Sie auf: »Als man sie aufforderte, einen Trinkspruch auszubringen, streckte die den langen Arm aus, hob das Glas und gurrte, in das verschwimmende Kerzenlicht schauend: ›Auf mein neues Laand!‹ ›Land‹, murmelte Miss Colingridge. ›Nicht La-and.‹« So sieht eine ordentliche Verbeugung aus!

D. H. Vielleicht wäre das ein passender Moment für eine Verbeugung unsererseits gegen all die wackeren Aufklärer, bei denen wir uns für den heutigen Abend mit Lügen und Schwindeleien bedient haben.

R. W. Da halte ich es mit Amos Oz, der sagt: »Wenn du deine Weisheit aus einem Buch geklaut hast, bist du ein Plagiator. Hast du sie aber aus fünf Büchern genommen, bist du kein Dieb, sondern ein Gelehrter, und wenn du dir gar die Mühe gemacht hast, aus fünfzig Büchern zu klauen, giltst du als ein hervorragender Gelehrter.«

D. H. Aus wie vielen Büchern haben Sie sich Ihre Lügen zusammengeklaut?

R. W. Es müssen ganze Bibliotheken sein. Aber Sie haben recht, wir sollten uns bedanken. *(Beide verbeugen sich.)*

R. W. Und auch was das Plagiieren angeht, muss ich Ihnen nach einigem Nachdenken zustimmen. Schließlich speisen sich ganze Genres aus Montagen und Collagen. Die Dokumentarprosa eines Heiner Müller zum Beispiel. Auch Walter Kempowski das Abschreiben vorzuwerfen wäre absurd.

D. H. Plötzlich handzahm?

R. W. Wie ein überlanges Lämmlein. Wozu ich aber unter keinen Umständen bereit bin, ist, jene zu entschuldigen, die sich nicht inspiriert verbeugen, sondern die sich mit fremden, falschen oder erlogenen Federn schmücken!

D. H. Und ganz plötzlich wieder leidenschaftlich.

R. W. Aber wirklich. Denken Sie an Joyce Hatto.

D. H. Hatto?

R. W. Eine erfolgreiche Pianistin, bis sie in den siebziger Jahren ihre Karriere aufgeben musste, da sie an Krebs erkrankt war. Ihr Gatte, der Musikproduzent William Barrington-Coupe, war untröstlich, ja, er litt derartig, dass er sich daranmachte, ihre Einspielungen mit Aufnahmen berühmter Kollegen zu verschneiden, was angesichts

der Fülle aller von ihr produzierten Tondokumente weder der Pianistin selbst noch der Fachwelt auffiel.

D. H. Die synthetische Pianistin, zusammengesetzt aus Fragmenten der Besten ihrer Zeit!

R. W. Frankensteins Piano-Tochter! Die britische Presse feierte sie als Jahrhundert-Pianistin. Doch sie alle hatten ihre Rechnung ohne das Internet gemacht. Das Identifikationsprogramm eines Musik-Portals ordnete gewisse Stücke auf ihren Alben plötzlich anderen Interpreten zu. Der Gatte musste den Betrug zugeben ...

D. H. »Kleinlaut« ist die Vokabel, nehme ich an.

R. W. Ja, lautstark war eher die Empörung. Ein Gesamtwerk von hundert Platten schien plötzlich fragwürdig. Dabei hatte der kundige Gatte nur einen multiplen Pianisten an die Stelle des einzigen und urheberrechtlich geschützten gesetzt.

D. H. Aber es gibt auch den umgekehrten Fall: Der Geiger Fritz Kreisler fand um die Jahrhundertwende das Repertoire für Violine ohne Begleitung zu begrenzt. Also komponierte er sich seine Stücke selbst, und da er fürchtete, Kritik und Publikum könnten ein Programm mit eigenen Kompositionen anmaßend finden, schrieb er seine Kompositionen ein paar weniger gespielten Komponisten wie Giullio Pagnani und Giovanni Battista, aber auch einmal Antonio Vivaldi zu. In Bibliotheken und alten Klöstern wollte er die Kompositionen aufgespürt und eigenhändig abgeschrieben haben.

Hätte er es nicht selbst 1935, an seinem 60. Geburtstag, gestanden, wir hätten heute noch ein paar falsche barocke Meister im Repertoire.

R. W. So einen umgekehrten Diebstahl nehme ich natürlich nicht übel. Aber mir, und Ihnen hoffentlich auch, rollen sich die Fußnägel auf, wenn ZDF-Zuschauer unter »Unsere Besten« einen Heinrich Göbel auf Platz zwei wählen – wegen seiner »bahnbrechenden Erfindung«. Dem zu Ehren auch noch das Bundesministerium für Finanzen eine Briefmarke mit dem Titel »150 Jahre elektrische Glühbirne« herausgibt, auf der diese lächerliche luftleere Kölnisch-Wasser-Flasche mit ihrem bizarren verkohlten Bambusfaden zu sehen ist!

D. H. Ach, die Göbel-Legende. Verkanntes, weltfremdes deutsches Genie wird von materialistischem Amerikaner um die Früchte seiner Arbeit gebracht. Eine genauso verlogene wie langlebige Zutat in der dicken Suppe der Nationalisten.

R. W. Dabei verfügte Göbel noch nicht einmal über ausreichende physikalische, feinmechanische und optische Kenntnisse, um sich eine einigermaßen wasserdichte Geschichte auszudenken! Heute weiß man: Dieses Kölnisch-Wasserflaschen-Modell hätte niemals funktioniert. Das Verfahren, ein Vakuum herzustellen, beherrschte er nicht, und das Geld, um sich die benötigten Platindrähte zu verschaffen, hatte er auch nicht. Wissen Sie, welchen Namen der Professor haben sollte, mit dem er angeblich in Hannover experimentiert haben will?

D. H. Ja, weiß ich: Professor Münchhausen. Göbel hat in seiner eigenen Legende ein Indiz für den Wahrheitssucher versteckt. Das sollte Sie milde stimmen, richten Sie Ihren Zorn nicht auf ihn. Schimpfen Sie lieber auf die Leute, die ihn benutzen, um ihre Ideologien zu unterfüttern.

R. W. ... und Thomas Alva Edison um die verdiente Anerkennung zu bringen.

D. H. Vielleicht sollten wir versuchen, ihm zu einem kleinen Teil der entgangenen Ehre zu verhelfen. Und zwar jetzt und hier! Wir knipsen die Saalbeleuchtung aus und gedenken in Stille und völliger Dunkelheit eine Minute lang des Mannes, der uns das Licht gebracht hat. *(Das Saallicht verlischt, Schweigen breitet sich aus. Nach ca. 25 Sekunden räuspert sich r. w. vernehmlich.)*

D. H. Können Sie nicht einmal eine Minute stillhalten, um einen großen Mann zu ehren?

R. W. Es ist nur ... *(Nach und nach geht das Licht wieder an.)* ... mir fallen in dieser Stille Lügen um Lügen ein, sie drängeln sich in meinem Großhirn, wollen hinaus und sich Ihnen und unserem Publikum zeigen.

D. H. Na los, Lügen marsch!

R. W. Gerade kamen mir wieder die Schriftsteller und ihre verhängnisvolle Liebe zur Lüge oder Fabrikation in den Sinn. Die gefälschten Adels-Prädikate, die Titel-Schwindelei! Hier hat sich der Schriftsteller so sehr hervorgetan wie kein anderer Berufsstand: Honoré de Balzac, kein »de«, Giacomo Casanova, kein Chevalier ...

D. H. Pseudonyme, adlige Pseudonyme.

R. W. Und diese schreckliche Mode der erfundenen Biographien! Sie, lieber Hildebrandt, behaupten ja auch nicht, in Bunzlau, Niederschlesien, geboren und nie wieder achtzig zu sein. Oder?

D. H. Zumindest gibt es in meinem Leben nichts, das ich aufregender machen musste, nur um mich interessant zu machen.

R. W. Wogegen andere Leute sich noch schnell ein paar Abenteuer zulegen, wenn sie für ihre Bestseller eine passende Biographie brauchen.

D. H. Sie denken an die Bestseller-Autorinnen, die Kindersoldaten gewesen oder Ehrenmorden entgangen sein wollen? Und an Ulla Ackermann mit ihrer Biographie »Mitten in Afrika«?

R. W. An eben die. Bestseller 2003, »Kriegsberichterstatterin«, wie sie es nannte, Talkshowauftritte rauf und runter ... Erzählen Sie doch ein bisschen aus Ackermanns Leben, Hildebrandt!

D. H. Ulla Ackermann, ehemaliges Fotomodell, geboren in der Toskana als Tochter einer schwerreichen Zigeunersippe, der ein Drittel der Toskana gehört und große Teile Sardiniens. Heiratet einen römischen Grafen und zieht auf dessen riesiges Schloss, mitten in Rom. Kommt nach Afrika, wird Fernsehkorrespondentin. Aus dem Stand. Interviewt Nelson Mandela in seiner Zelle.

R. W. Pilcher lass nach!

D. H. Catherine Bond von CNN Nairobi vermutete, sie habe einfach jede Menge verschiedene Biographien genommen und zu einer kombiniert. Kein Journalist hatte sie in Afrika je gesehen. Der Verlag hielt trotzdem weiter an Ulla Ackermann fest, drohte Kritikern mit juristischen Schritten und kündigte Beweismittel an. Sie fehlen bis heute. Stattdessen gesteht Hoffmann und Campe nach langem Zögern, einer Fälschung aufgesessen zu sein, entschuldigt sich und zieht das Buch zurück.

R. W. Es ist eine Unsitte! Sie werden mir zustimmen!

D. H. »Heutzutage machen drei Pointen und eine Lüge einen Schriftsteller«, sagen Georg Christoph Lichtenberg und ich dazu, er übrigens in den »Sudelbüchern«. Aber bei den Biographien würde ich mir auch ein bisschen Differenzierung wünschen. Manche dieser allzu fantasievollen Phantasten bringen es mit ihren Lebensgeschichten zu wahrer Poesie, das müssen Sie zugeben.

R. W. Sie denken an?

D. H. Karl May.

R. W. O ja, da muss ich Ihnen recht geben. Was dieser Webersohn, Hilfslehrer und Sträfling aus seinem Leben gemacht hat, war nichts anderes als Konzeptkunst. Jahrzehntelang behauptete er, er habe alles, was auf Tausenden von Buchseiten zwischen zwei grünen Deckeln steht, tatsächlich erlebt. Hören Sie, was er 1894 an einen Fan schrieb: »Ich bin wirklich Old Shatterhand resp. Kara Ben Nemsi und habe erlebt, was ich erzähle. Ich trage noch heute die Narben von den Wunden, die ich erhalten habe. [...] Die Gestalten, welche ich bringe (Halef Omar, Winnetou, Old Firehand ...) haben gelebt oder leben noch und waren meine Freunde.«

D. H. Er sparte nicht an Requisiten und Kulissen. In seinem Arbeitszimmer stand ein Löwe, den er selbst erschossen haben wollte. Es gab Autogrammkarten, die ihn als Old Shatterhand im Wilden Westen oder als Kara ben Nemsi auf einem Kamel zeigten.

R. W. Im Wilden Westen und im Orient muss man sich verständigen können, ohne Sprachkenntnisse kommt man da nicht weit. Karl May hatte damit kein Problem, wie er in einem weiteren Brief an einen Leser offenbart: »Ich spreche und schreibe: französisch, englisch, italienisch, spanisch, griechisch, lateinisch, hebräisch, rumänisch, arabisch 6 Dialekte, persisch, kurdisch 2 Dialekte, chinesisch 6 Dialekte, malayisch, Namaqua, einige Sunda-Idiome, Suaheli, hindostanisch, türkisch und die Indianersprachen der Sioux, Apachen, Komantschen, Snakes, Uthas, Kiowas, nebst dem

Ketschumani 3 südamerikanische Dialekte. Lappländisch will ich nicht mitzählen.«

D. H. Ich kann kaum glauben, dass das jemand glauben konnte.

R. W. Könnte denn jemand glauben, dass O. J. Simpson, der vor Gericht einen glaubwürdigen Unschuldigen gibt, später ein Buch schreibt, in dem er die ihm zur Last gelegten Morde im Konjunktiv begeht – und das unter dem appetitlichen Titel »Wenn ich es getan hätte«.

D. H. Dieser Mann war Schauspieler.

R. W. Das heißt, Lügen ist seine Profession.

D. H. Der größte Schauspieler des 18. Jahrhunderts, ein Mann namens Talma, hat mal gesagt: »Was wahr scheinen soll, darf nicht wahr sein.«

R. W. Und Walter Serner, dieser grandiose literarische Hochstapler, schrieb: »Man wird doch nicht für das gehalten, was man ist. Sondern nur für das, was man den Menschen vormacht. Und auch das, was man wirklich ist, muss man den Menschen vormachen.« Schluss also mit der Selbsterkenntnis, dem Irrglauben, man müsse für das genommen werden, was man ist, man müsse, mit einem Wort, »Ich« sein und bleiben ...

D. H. Moment, das wäre das Ende der Unterscheidung zwischen Wahrheit und Lüge. Wir hatten aber zwei Teile ausgemacht. Wir wollten die Lüge erst verurteilen und dann nachsehen, ob sie diese Verurteilung auch wirklich verdient hat.

R. W. Sie haben recht, auch die Lüge hat zwei Seiten. Und ich behaupte, ohne sie würde etwas fehlen.

D. H. Hä?

R. W. Denken Sie nur an die Liebe! Gäbe es Schwärmerei, Schmeichelei, Geheimnis und Täuschung nicht, wäre die Liebe, das Lebenselixier, das emotionale Äquivalent zum Wonnemonat Mai, die Liebe, der wir Gedichte, Lieder und Epen verdanken, nicht prickelnd wie ein Glas Champagner, sondern schlicht wie ein Schluck Wasser.

D. H. Der lebenswichtig ist und Durst löscht.

R. W. Aber nicht berauscht, in Ekstase versetzt und schwindelig macht.

D. H. Schwindelig? Sie meinen, bis der Boden schwankt und das Körpergefühl ebenso? Sprechen Sie vom angenehmen Zustand der Trunkenheit?

R. W. Ach, mir soll schwindelig werden von der Liebe. Das ist der einzige Schwindel, auf dem ich bestehe!

D. H. Sie Romantiker, merken Sie nicht, wie doppelsinnig Sie da reden. Das heißt, man soll Sie so lange anschwindeln, bis Ihnen schwindelig wird? Und bei welchen Liebeslügen ist es so weit? Vielleicht bei: »Auf die Größe kommt es nicht an«? »Mit dir ist es ganz anders«? »Ich werde dich nie vergessen«?

R. W. Mir reicht schon: »So war es noch nie.«

D. H. O ja, jedes Mal: So. Noch. Nie.

R. W. Wir wünschen uns die Liebe komplett und vollkommen und durchglüht und dauernd. Das alles ist sie momentan, befristet, zwischendurch, manchmal. Dass sie es auf immer und ewig sei, das ist die Illusion. Deswegen: Lassen Sie uns die rosarote Brille. Am Morgen danach liegt sie ohnehin unter irgendeinem Kleidungsstück und ist nicht zu finden, um der Ernüchterung, dem grauen Alltag, dem pelzigen Geschmack auf der Zunge Einhalt zu gebieten. Glauben Sie mir, die Lüge tut der Liebe gut.

D. H. Ich würde sagen: Da kommt es dann doch auf die Größe an. Der Lüge. Und der Liebe.

R. W. Denken Sie doch an die Arbeitsteilung des Liebeslebens bei Cyrano de Bergerac: Der sieht zwar monströs aus, hat aber eine schöne Seele und die zartesten Vokabeln. Der Schnösel dagegen ist ein bisschen einfältig, kann mit Worten nicht umgehen, aber mit seinem adretten Körper. Cyrano, hässlich, wie er ist mit seinem riesigen Gesichtserker ...

D. H. Sie meinen, der trägt nicht umsonst eine lange Nase?

R. W. ... hat wenigstens mit seinen Gefühlen nicht gelogen. Er meint es ernst.

D. H. Sie würden wohl auch lieber auf Ihre lange Nase verzichten und dafür in aller Einfalt die Braut abstauben?

R. W. Muss ich noch drüber nachdenken. Jedenfalls schreibt er die schönsten Liebesbriefe und bannt die Seele des Fräuleins, doch es kriegt das hübsche Ding der schöne Einfaltspinsel.

D. H. Zunächst! Aber ganz so blöd ist die Lady auch nicht. Schließlich merkt sie, dass sie nicht die äußere Hülle, sondern die schöne Seele liebt, und der Einfallspinsel hat ein Problem. Bevor alles auffliegt, fällt er im Kampf, und der kluge, aber hässliche Cyrano schweigt, um der Geliebten nicht die Illusion von der perfekten Liebe zu nehmen.

R. W. So klug ist er wohl doch nicht. Trotzdem tut dieses Stück eine Wahrheit kund: Die Schönheit der Seele und die des Körpers kommen im männlichen Humankapital eigentlich nur getrennt vor. Nicht umsonst hatten die griechischen Zentauren Männerköpfe und Pferdekörper.

D. H. Der Paarhufer mit Adonis-Schädel, das ist Ihre Vorstellung vom perfekten Mann?

R. W. Ich denke grundsätzlich, dass vollkommene Schönheit nur Illusion sein kann. Denken Sie an den Wonderbra, die Po-Strumpfhose ...

D. H. Die bitte was?

R. W. Die Po-Strumpfhose. Formt einen schönen Po. All die anbetungswürdigen Ikonen hatten solche Tricks, um ihre Schönheit zu perfektionieren. Ist Ihnen bekannt, dass Kaiserin Elisabeth von Österreich, in einer ganzen Epoche wegen ihrer Schönheit verehrt, sich stets mit geschlossenem Mund malen ließ, weil sie so schlechte Zähne hatte?

D. H. Ernüchternd. So hat man mir die Mona Lisa auch schon verleidet.

R. W. Wahrscheinlich sind wir selbst oft ernüchternd und können froh sein, gnädig belogen zu werden.

D. H. Sie denken an die Orgasmuslüge! Willemsen, damit werden wir schon seit Jahrhunderten geblendet, uns wird das Gefühl vermittelt, die Größten zu sein!

R. W. Ja und? Ist das ein schlechtes Gefühl? Geht es in der Liebe nicht auch darum? Wenn ich mal den weisen Ovid zitieren dürfte ...

D. H. Wie weise er ist, bestimme ich immer noch selbst.

R. W. »Wenn sie tanzt, bewundere den Arm; und singt sie, die Stimme // Und dass auf sie gehört, klage bedauernden Munds. [...] Ist das Haar in Flechten gelegt, so preise die Flechten;// Lockt sie mit Feuer das Haar, preise das lockige Haar.«

D. H. Gefährliches Spiel.

R. W. Das ist Ovid sehr wohl bewusst: »Nur dass deine Verstellung dabei nicht selbst du verrathest, Nicht mit der Miene zerstörst, was du mit Worten gebaut!« Flunkern soll man auch, um sich selbst ins rechte Licht zu rücken: Aufspielen soll man sich, mit seinem Wissen prahlen, ob es wahr ist oder nicht. Nur erwischen soll sie einen bei der Lüge nicht, sonst aber darf man in der Liebe ungestraft lügen, sei es mündlich, sei es brieflich; selbst ein falsches Schwören ist erlaubt.

D. H. Also wäre ausgerechnet in der Liebe erlaubt, was auf allen anderen Feldern verboten ist? Hat die Liebe denn gar nichts mit Wahrhaftigkeit zu tun?

R. W. Scarlett O'Hara hat Rhett Butler jedenfalls nie gesagt, was er für schrecklichen Mundgeruch hatte.

D. H. Jetzt werfen sie Fiktion und Realität durcheinander, lieber Willemsen. Es war Vivien Leigh, die unter dem Mundgeruch zu leiden hatte, und zwar unter dem von Clark Gable, und sie hat sich sehr wohl darüber beschwert.

R. W. Geschenkt! Aber dass man auf die Frage »Ist mein Hintern eigentlich zu dick?« nie, nie, nie, und sei es auch die reinste Wahrheit, »vielleicht ein bisschen« antworten darf ...

D. H. ... das hab ich schon mal gehört.

R. W. Mit der Wahrheit schreibt man keine großen Liebesgeschichten:

»In den Küssen welche Lüge!
Welche Wonne in dem Schein!
Ach, wie süß ist das Betrügen,
Süßer das Betrogensein!«

D. H. Heinrich Heine, betrogener Betrüger.

R. W. Ach, die Lügen in der Liebe sind wie die glitzernde Eisfläche, die in winterlich-sternklarer Nacht zum Tanz lockt – natürlich, man kann einbrechen und untergehen. Aber man kann auch, im Glanz der Sterne, beim Knistern des Eises, im Glitzern von Abermillionen Kristallen, umschallt von Schönheit und Anmut, einen Moment der Göttlichkeit erleben.

D. H. Sie sind ein Romantiker, ein verlogener Romantiker!

R. W. Danke! Dabei bin ich in diesem Punkt ein nichtswürdiger Anfänger im Vergleich zu George Bernard Shaw. Er war ein Meister

der Liebeslügen, sogar wenn er vorgab, die Wahrheit zu sagen. Hören Sie, was er 1921 an die Schauspielerin Stella Patrick Campbell schrieb: »Stella, Stella, schließe die Augen fest vor diesem einschmeichelnden Iren, diesem Lügner und Schauspieler, lies keine Briefe mehr von ihm. [...] Oh nicht, nicht, NICHT, verliebe dich nicht in ihn, aber missgönne ihm auch nicht die Freude, die er darin findet, in dich verliebt zu sein, und alle möglichen phantastischen, im Herzen empfundenen ausgesuchten Lügen zu schreiben – Lügen, Lügen, Lügen, mit denen er dich belügt, seine Angebetetste.«

D. H. Der Mann ist verrückt! Und gefährlich! Wenn man Aurelie aus Goethes »Wilhelm Meister« glauben darf, ist übrigens die französische Sprache für derlei Spinnerei am besten geeignet. Hören Sie, was sie über die Briefe eines ehemaligen Galans berichtet: »Zeit unserer freundschaftlichen Verbindung schrieb er Deutsch, und welch ein herzliches, wahres, kräftiges Deutsch! Nun, da er mich los sein wollte, fing er an, Französisch zu schreiben [...] Zu Reservationen, Halbheiten und Lügen ist es eine treffliche Sprache; sie ist eine perfide Sprache! Ich finde, Gott sei Dank! kein deutsches Wort, um ›perfid‹ in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges ›treulos‹ ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuss, mit Übermut und Schadenfreude. [...] Französisch ist recht die Sprache der Welt, wert, die allgemeine Sprache zu sein, damit sie sich nur alle untereinander recht betrügen und belügen können!«

R. W. Die Vokabel »französisch« erhält eine ganz neue Bedeutung.

D. H. Wenn Sie für Ihre frankophilen Leidenschaften mal eine richtig schwierige Lüge brauchen sollten, kann ich Ihnen die Agentur »Alibi-Profi« empfehlen. Sie hat Alibis für alle Lebenslagen im Angebot und hilft dabei, sich aus unliebsamen Terminen herauszuschwindeln, vom Vatertag bis zum Geschäftsessen. Aber das Seitensprung-Alibi ist das beliebteste. Geworben wird mit dem Slogan »Mit uns öfter kommen«.

R. W. Noch öfter?

D. H. Ich weiß nicht – ob der Aufwand sich lohnt? Aber ich will nicht bestreiten, dass die Lüge neben der zerstörerischen auch eine ästhetische Komponente hat. *(schwärmerisch)* Wenn ich an all diese fantastischen Hochstapler denke ... Die haben die Lüge auf eine Art zu stilisieren gewusst, die etwas ungemein Kreatives hat, die sie Kunst werden ließ.

R. W. Wer ist Ihr Lieblingshochstapler?

D. H. Prinz Frederik ... der Baulöwe Schneider ... *(nachdenklich)* Ich bin nicht sicher. Sie alle haben etwas Eigenes, Unverwechselbares, es wäre unfair, einen dem anderen vorzuziehen.

R. W. Jetzt klingen Sie verlogen wie eine Mutter, die nicht zugeben will, dass sie ein Lieblingskind hat.

D. H. Na gut, wenn Sie mich so drängen: Graf Lustig gehört auf jeden Fall in meine Top-five.

R. W. O ja, der ist amüsant. Welches ist Ihr Lieblingsstreich? Der mit dem Eiffelturm?

D. H. Selbstverständlich. Obwohl die Geschichte mit Al Capone auch nicht schlecht ist. Oder die Maschine, mit der er 200-Dollar-Noten herstellen konnte ...

R. W. Jetzt spannen Sie unser Publikum nicht so auf die Folter. Erzählen Sie die Eiffelturm-Geschichte!

D. H. *(ans Publikum)* Sie kennen die Eiffelturm-Geschichte nicht? Dann wird es aber höchste Zeit! Es ist das Jahr 1925, und die Pariser Stadtverwaltung hat ein Problem: Der Eiffelturm muss saniert werden, Hunderttausende wird das verschlingen. Ketzerische Rufe werden laut: Man könnte den Turm einfach abreißen und das viele Geld für Schwimmbäder, Spielplätze oder zur Förderung von Literaturfestivals ausgeben. In dem Moment, als die Gerüchte ihren Siedepunkt erreicht haben, lässt der stellvertretende Chef der Bauabteilung des »Ministère des Postes et Télégraphes« in einer geheimen Konferenz mit fünf Pariser Alteisenhändlern verlauten, man habe beschlossen, den Eiffelturm nicht zu sanieren, sondern abzureißen und als 7000 Tonnen Alteisen zu verkaufen. Der Schrotthändler André Poisson ist sehr erfreut, als er am nächsten Tag erfährt, dass er den Zuschlag bekommen hat. Aber leise Zweifel bleiben. Ist der Beamte des Ministeriums wirklich seriös? Die Summe, die er für das Alteisen verlangt, ist gigantisch, und ein bisschen obskur kommt Poisson die ganze Sache schon vor. Graf Lustig, denn

niemand anderes war der Ministerialbeamte – Sie haben sich das sicher längst gedacht, da Sie scharfsinnige Menschen sind ...

R. W. Schmeichler!

D. H. Willemsen, da Sie sich einmischen: Langweilen Sie sich? Rede ich zu viel? Wollen *Sie* vielleicht erzählen, wie Graf Lustig diese Zweifel mit völlig untrüglichem Spürsinn ahnte, und wie er sie zerstreute? Er ist zwar *mein* Lieblingshochstapler, aber ich gönne Ihnen dieses Bonmot von ganzem Herzen!

R. W. Oh, danke. Wie nett. Also: Graf Lustig nahm die leichte Verunsicherung des guten Poisson wahr wie ein Jagdhund die Fährte eines Wildes. Seine Gegenmaßnahme gehört zu den Sternstunden der Hochstapelei: Er bestellt Poisson zu einer privaten Besprechung ins Hotel. Zu vertraulich sei die Sache, als dass man sie im Ministerium besprechen könne. Poisson kommt, und Lustig schüttet ihm sein Herz aus: Jedes Mal, wenn eine neue Regierung gebildet werde, sei seine Stellung in Gefahr, es sei schwer, sich bei seinem bescheidenen Gehalt angemessen zu kleiden, seine Frau stamme aus guten Haus und habe große Ansprüche ... Poisson versteht, drückt ihm ein Bündel Geldscheine in die Hand und begräbt jeden Zweifel an der Seriosität des Ministerialbeamten: Er ist bestechlich, also ist er echt. Ein paar Tage später bekommt Lustig den Scheck für den Ankauf von 7000 Tonnen Alteisen, und der Käufer erhält ein wunderschönes, kalligraphisch ausgeführtes Dokument auf Regierungspapier. Aber kein Alteisen. Ihr Zeuge!

D. H. Graf Lustig verschwindet nach Wien und studiert aufmerksam die französische Presse – kein Wort über den Verkauf des Eiffelturms. Poisson hatte aus Scham geschwiegen. So kann Lustig zwei Jahre später noch einmal 7000 Tonnen Alteisen verkaufen. Leider ging sein zweites Opfer zur Polizei, und es gab eine Riesenaufregung. Lustig war betrübt, gerne hätte er den Eiffelturm noch ein drittes, viertes und fünftes Mal verkauft.

R. W. *(schwärmerisch)* Ach ja, Graf Lustig ... Wussten Sie, dass Arthur Ferguson, genannt »Der Schotte« – einer meiner Hochstapler-Helden –, schon fünf Jahre vor Graf Lustig in London die Statue Lord Nelsons und Big Ben an Touristen verkauft hat? Den Buckingham-Palast hat er auch vermietet und das Weiße Haus.

D. H. Auch ein wahrer Meister seines Faches! Wie war noch sein Vorgehen?

R. W. Ein schöner Frühlingsmorgen, die verlogenen Vögel singen, die Fish and Chips dampfen. Am Trafalgar Square starrt ein amerikanischer Tourist zu der 50 Meter hohen Statue Lord Nelsons hinauf ...

D. H. Apropos Lord Nelson: Auch ein Lügner! Im Jahr 1794 wollte er sich mit der Behauptung, auf dem linken Auge blind zu sein, eine Kriegsrente erschleichen. Staub aus einer französischen Kanonenkugel habe ihm das Augenlicht genommen. Stimmte aber nicht!

R. W. Also so was! Ich muss doch sehr ...

D. H. Oh, Verzeihung, wie unhöflich von mir. Bitte, fahren Sie fort.

R. W. Ferguson, genannt der Schotte, schlendert vorbei und spricht den Fremden an: Schöne Statue, nicht wahr? Großartige Säule, zwei wunderbare Brunnen und die schicken Bronzelöwen. Schade, dass es bald verschwinden wird. Für 6000 Pfund an einen privaten Käufer, Großbritannien braucht Geld, um seine Kriegsschulden zu bezahlen. Tja, so geht man in diesen Zeiten mit Nationalheiligtümern um. Aber bitte, hängen Sie es nicht an die große Glocke. Noch ist der Verkauf ein Staatsgeheimnis. Ich weiß nur davon, weil ich als Regierungsbeamter mit dem Verkauf der Statue betraut bin. Morgen wird die Ausschreibung öffentlich, da ist wohl mit einer Flut von Angeboten zu rechnen, vor allem aus Übersee, wo man Platz hat, ein solches Denkmal aufzustellen ... Ich werde mich wohl auf Überstunden einstellen müssen. Wie man so ein Riesenobjekt abmontiert und transportiert? Kein Problem, da kann sicher dieses renommierte Londoner Bauunternehmen helfen ...

D. H. Ein zweiter Amerikaner beschwerte sich bei Scottland Yard, dass man ihm Big Ben für 1000 Pfund verkauft habe, ein dritter brauchte Hilfe dabei, den Mann zu finden, dem er 2000 Pfund Vorschuss auf die Pacht des Buckingham-Palastes gegeben hatte ... In Amerika lief es nicht mehr so gut. Zwar konnte er das Weiße Haus für 99 Jahre an einen Viehzüchter aus den Südstaaten vermieten, aber sein krönender Abschlusscoup, der Verkauf der Freiheitsstatue, misslang.

R. W. Immerhin wurde er nur zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt und führte danach bis zu seinem Tod ein angenehmes Leben. Niemand weiß, wo das Geld dazu herkam. Im Ganzen eine gelungene Hochstaplerbiographie, wie ich finde. Aber die des Chevalier D'Eon lässt auch nicht viel zu wünschen übrig, finden Sie nicht?

D. H. Ach nein, der Chevalier gehört nicht zu meinen Favoriten. Klar, er war Spion und hat zahllose gekrönte Häupter bezirzt, aber ich finde, es gibt größere Meister.

R. W. Na, hören Sie. 33 Jahre hat er als Frau gelebt, in Frauenkleidern gefochten, war wohl Vorleserin und Kammerfrau bei Zarin Elisabeth von Russland, hat seine Frau gestanden! Kein Geringerer als Casanova lobte seine weiblichen Reize, und Madame de Pompadour war schrecklich eifersüchtig auf sie ... äh ... ihn. Erst die Obduktion brachte sein wahres ... äh ... männliches Geschlechts ... äh ... organ ... ans Licht!

D. H. Na ja, diese Geschlechterlüge ist ja ganz hübsch, aber nichts im Vergleich zu den Meisterlügen eines Potemkin, der ganze Dörfer fälschte, blühende Landschaften aus Pappe erbauen ließ, um seine Zarin und mit ihr ganz Europa hinters Licht zu führen.

R. W. Sie tun ihm Unrecht! Er war kein Lügner, nur ein guter Marketingstratege.

D. H. Tue ich nicht! Potemkin war ein gigantischer Lügner. Ganze Redewendungen hat seine Lügenhaftigkeit geprägt! Kennen Sie nicht die »Potemkinschen Dörfer«? Sie bezeichnen etwas, das fein herausgeputzt ist, um den eigentlich verheerenden Zustand zu verbergen.

R. W. Eine ungerechte Redewendung! Potemkin war einer der größten Staatsmänner des 18. Jahrhunderts, seine Reformen und Staatsgründungen sind legendär.

D. H. Sie wieder! Ständig fallen Sie auf solche fantastischen Lügengebilde hinein. Denken Sie an Heribert Illig und seinen Mittelalter-Schmu. Potemkin war schon bei seinen Zeitgenossen höchst umstritten. Hören Sie, was ein Zeitzeuge über ihn berichtet:

»Er isst und trinkt über jede Vernunft hinaus, er prasst geradezu. Er singt herum oder ist in Tränen aufgelöst. Zu jeder Tages- und Nachtstunde lässt er herbeizitieren, wen er möchte, immer unter dem Vorwand, es ginge um das Wohl Russlands. Man eilt herbei und kann nie wissen, ob er gerade die Füße einer Muttergottesstatue küsst oder in den Armen seiner geliebten polnischen Huren liegt. Manchmal ist er auch schon abgefahren und hat die Verabredung völlig vergessen. Er kaut an den Nägeln, bis Blut kommt, und beschläft nacheinander seine fünf Nichten, die alle viel jünger sind als er. Als guter Onkel arrangiert er ihnen später reiche Hochzeiten. Man nennt ihn einen Heiligen und einen Wüstling. Er ist unnahbar und hochmütig, wenn nicht gerade einen Abend lang guter Wein geflossen ist und er sich schlicht und bescheiden zeigt wie ein barfüßiger Karmelitermönch, demütig sogar, so demütig, dass er

verbietet, dass ihn jemand an Demut übertrumpft. Gelegentlich trägt er untadelige Uniformen, meist aber einen alten, stinkenden Morgenrock, der immerhin mit diamantenbesetzten Plättchen versehen ist. In diesem Aufzug empfängt er die höchsten Herrschaften. Der Morgenrock steht halb offen, und Potemkin trägt keine Unterhosen.«

R. W. Sie bezichtigen ihn der Lüge, weil er keine Unterhosen trägt?

D. H. Nein, weil er Dörfer aus Pappe bauen ließ, um die Zarin von seiner Landreform zu überzeugen! 1787, anlässlich des 25. Thronjubiläums von Katharina II., veranstaltete er eine Reise auf die Krim. Die Zarin wollte ausländischen Würdenträgern die Macht und Größe ihres Reiches demonstrieren, und Potemkin wollte die Gelegenheit nutzen, um seine Genialität unter Beweis zu stellen. Gesandte aus Frankreich, England, Österreich und Deutschland waren mit von der Partie. Sie alle waren tief beeindruckt.

R. W. Weil Potemkin alles perfekt geplant hatte. Eben ein exzellenter Marketingmensch. Nichts überließ er dem Zufall: Ende 1786 war er die Strecke schon einmal gereist und hatte die Stationen gecheckt. Für jeden einzelnen Würdenträger hatte er einen Text vorbereitet, der zur Begrüßung der Kaiserin aufgesagt werden musste. Einen Reiseführer hatte er drucken und eine Reisehymne komponieren lassen. Der Schlitten, in dem die Kaiserin reiste, war groß wie ein Wohnhaus, dreißig Pferde zogen ihn.

D. H. Kann man das glauben? Das klingt irgendwie nach den Elefantensänften von Psalmanazar.

R. W. *(übergeht ihn)* Über vier Räume verfügte dieser Zarenschlitten: ein Arbeitszimmer, eine Bibliothek, ein Schlafgemach und einen Ankleideraum. Wo auch immer sie haltmachten, gab es luxuriöse Feste, Empfänge und Feuerwerke. Aber nicht die ausgeklügelte Planung, nicht die Feste, waren der Grund für Potemkins Triumph: Seine Reformen hatten den spärlich besiedelten Süden Russlands in wohlhabende, wohlgeordnete und von wohlgestalteten Menschen bewohnte Provinzen verwandelt. Rechts und links ihrer Kutschen sahen die Reisenden solide, reich geschmückte Häuser, fröhlich winkende Kinder, Kosaken, die Reiterspiele vorführten, und Soldaten in schmucken Uniformen.

D. H. Aber lesen Sie denn keine Geschichtsbücher? Das alles war ein Riesenfake! Es gab keine blühenden Landschaften. Potemkin hatte entlang der geplanten Route Häuser aus Pappe aufstellen lassen und diese Pappdörfer mit Tausenden von verschleppten Leibeigenen nebst Geräten und Vieh bevölkert. War die Kutsche vorbeigefahren, so wurden die winkenden Kinder, die schmucken Uniformen und die Kosaken eingepackt und zur nächsten Station verfrachtet. Im Vergleich zu Potemkins Dörfern ist Disneyland der Ruhrpott!

R. W. Ha! Jetzt sind Sie selbst auf eine Lügenkampagne hereingefallen. Die Pappdorfgeschichte ist nichts anderes als bösartigster Hofklatsch, den kleingeistige Menschen verbreitet haben, die Potemkin seinen Erfolg missgönnten. Dass diese

verleumderischen Gerüchte in unsere Geschichtsbücher geraten sind, hat ein sächsischer Diplomat namens Helbig verschuldet, der sie ungeprüft in seine Memoiren übernahm. Ungeprüft auch von Ihnen!

D. H. Ist das wirklich wahr? Sie lügen mich nicht an?

R. W. Ich? Sie? Nie!

D. H. Dann hab ich mich wohl gerade nicht mit Ruhm bekleckert.

R. W. Aber mir ständig diese Illig-Geschichte unter die Nase reiben!

D. H. Jetzt seien Sie mal nicht so nachtragend. Kann ich Sie mit einem weiteren Highlight aus meiner Hochstapler-Top-Five versöhnen?

R. W. Wenn es ein gutes ist!

D. H. O ja! Es gibt Menschen vom Fach, die nennen Louis de Rougemont ihren Lieblingshochstapler.

R. W. Rougemont – warten Sie, da klingelt was ... Australien?

D. H. ... erlebte Schiffbruch im Jahr 1898!

R. W. ... wohnte dreißig Jahre unter Kannibalen!

D. H. ... in einem Haus aus Muscheln!

R. W. ... mit dem Hund des Kapitäns!

D. H. ... dem er zu dessen und seiner eigenen Unterhaltung aus der Bibel vorzulesen pflegte.

R. W. War er nicht eigentlich ein Butler aus der Schweiz?

D. H. Willemsen, Ihr Gedächtnis erstaunt mich.

R. W. Sie schmeicheln mir, um von Ihrer Potemkin-Schlappe abzulenken!

D. H. Aber nein! Wie würde ich. Wussten Sie, dass Rougemont von seinem Haus, das er sich aus Muscheln gebaut hatte, zahlreiche Pelikane mit sechssprachigen Nachrichten in alle Welt schickte, um auf seine Notlage aufmerksam zu machen?

R. W. Ist mir bekannt. Wussten Sie, dass er fünf Zentner schwere Schildkröten als Reittiere benutzte und in ihren Panzern Getreide anpflanzte?

D. H. Und dass er nach zwei Jahren Gesellschaft von den Aborigines Yamba und Mr.Yamba bekam und Yamba zu seiner Frau machte. Außerdem heilte er sich selbst vom Fieber, indem er in den Kadaver eines Bullen schlüpfte, um sich zu wärmen. Am folgenden Tag

musste Yamba ihn aus dem gefrorenen Kadaver schneiden, aber das Fieber hatte er besiegt.

R. W. Seine Geschichte wurde im »Wide World Magazine« gedruckt, Rougemont hielt Vorträge vor wissenschaftlichen Gesellschaften und war so populär, dass er bei Madame Tussaud als Wachsfigur ausgestellt wurde. Dass er letztlich als Schwindler entlarvt wurde, bekümmerte ihn nur kurz. Er wanderte nach Afrika aus und fand eine neue Geldquelle: Er hielt Vorträge über seine Erfahrung als der größte Lügner der Welt.

D. H. So gut ist James Addison Reavis nicht aus seiner Nummer rausgekommen, als er schließlich aufgeflogen ist. Aber er hat es trotzdem verdient, dass wir von ihm sprechen, oder was meinen Sie?

R. W. Lieber Hildebrandt. Ich bin bereit, Ihnen überall hin zu folgen, jedes Thema, das Sie vorschlagen, ist mir recht, und auch in Sachen Hochstapler erkenne ich Ihre Ausnahmebegabung neidlos an. Wenn Sie über den Mann sprechen wollen, der den umfangreichsten und erfolgreichsten Landbetrug der Weltgeschichte begangen hat, dann bin ich an Ihrer Seite.

D. H. Sie sind der König der Schmeichler!

R. W. So wie James Addison Reavis der König der Dokumentenfälscher war?

D. H. So ähnlich. Nur ist Fälschen von Dokumenten in den 60 er Jahren des 19. Jahrhunderts schwieriger, als einem alten Mann im 21. Jahrhundert Honig um den Bart zu schmieren.

R. W. Viel schwieriger als damals bei Pippin und Papst Stephan I.

D. H. Man muss das Amtsspanisch des 17. und des 18. Jahrhunderts lernen.

R. W. Man muss sich Gänsefedern, vorsintflutliche Tinte und ebensolches Pergament besorgen.

D. H. Sieben Jahre muss man, getarnt als Historiker, in Archiven, Klöstern, Kirchen und Regierungsstellen fälschen, was das Zeug hält.

R. W. Nicht nur Dokumente muss man verblümen, sondern auch Grenzsteine und -tafeln.

D. H. Dafür muss man geschickt mit dem Meißel sein.

R. W. Tausende von Meilen muss man durch Arizona reiten und mit seinem geschickten Meißel Inschriften auf alten Abgrenzungssteinen fälschen.

D. H. Danach muss man noch einen Strohmann finden, der bezeugt, dass man von eben jenem Strohmann das Erbe von Miguel Peralta, dem Nachkommen eines Kammerherren König Ferdinands, erworben hat.

R. W. Äh –

D. H. Meine Güte, so kompliziert ist es doch nicht: Reavis überredete einen versoffenen alten Arzt, für ein paar Scheine zu bezeugen, dass er das Erbe des Miguel Peralta von ihm gekauft habe.

R. W. Warum hat er sich denn nicht einfach eine Besitzurkunde gefälscht?

D. H. Er brauchte einen Zeugen! Einen realen Menschen, der ihm den Kram verkauft hatte.

R. W. Kram! Es ging um 44 000 Quadratkilometer Land in Arizona. Auf diesem Gebiet befanden sich die Hauptstadt des Bundesstaates, die Ländereien, Fabriken und Häuser mehrerer tausend Bürger, die Silver King Mining-Company sowie Teile des Streckennetzwerks der Southern Pacific Railway.

D. H. Ja ja, niemand stellt in Abrede, dass Reavis der genialste Landbetrüger der Weltgeschichte der Lüge war. Urkunden, Abgrenzungstafeln und der versoffene Arzt sprachen alle dieselbe Sprache, und die Botschaft war verblüffend: Reavis ist der rechtmäßige Eigentümer dieses riesigen Landstriches. Anwälte bestätigten es. Sofort erhielt er von der Southern Railway Company 25 000 Dollar – die hatten ganz schön Schiss, mit all ihren Schienen, Schranken und Weichen von Reavis' Gelände verscheucht zu werden.

R. W. Sie müssen die Aschenbrödelgeschichte erzählen!

D. H. Gut, dass Sie darauf zu sprechen kommen. Reavis brauchte ein bisschen Glamour, damit seine Geschichte noch glaubhafter wurde, und fand Carmelita. Carmelita war Waise. Sie musste für Unterkunft und Verpflegung auf einer Ranch hart arbeiten, besaß nur ein Kleid, keine Schuhe, keine Glitzerspängchen, kein Barbiehaus, kein Beautycase. Reavis konnte das Elend nicht mit ansehen, half auf seine Weise und schrieb ihr einen schicken Stammbaum. So wurde aus Aschenbrödel-Carmelita die letzte Nachkommin des alten Peralta. Reavis' Anspruch auf das Land blieb davon natürlich unberührt, schließlich hatte er es rechtmäßig erworben, aber der alte Peralta gewann durch seine neue Enkelin einiges an Kontur und Reavis' Geschichte an Glaubwürdigkeit.

R. W. Reavis' Image gewann auch, denn großzügig ließ er Carmelita an seinem Reichtum teilhaben. Er schickte sie auf die besten Schulen, und nach wenigen Jahren war sie eine wunderschöne junge Frau mit ausgezeichneten Manieren und Kenntnissen, die Reavis getrost heiraten konnte. Sie gebar ihm Zwillingssöhne, und Reavis brach mit seiner Familie als »Don Jayme de Peralta-y-Cordoba, Baron de Arizona und Caballero de los Colorados« auf zu einer Reise in einer vierspännigen Prachtkutsche, um den Herrschaftshäusern in Europa seine Aufwartung zu machen.

D. H. Er hatte eine Audienz bei Königin Victoria, beim deutschen Kaiser, beim König von Spanien, beim Papst und dem Herzog von

Orleans.

R. W. Erst nach Jahren brach sein Lügengebäude zusammen. Die Tintenmischung von Reavis' gefälschten Urkunden war nicht ganz perfekt gewesen.

D. H. Die gekrönten Häuser Europas waren *not amused at all*, als sie hörten, dass sie mit einem Lügner, einem Schwindler, einem vom Stamme der Langnasigen und Kurzbeinigen getafelt und gefeiert hatten. Aber jetzt Butter bei die Fische, wer führt Ihre Liste an?

R. W. Ach, wahrscheinlich wäre es einer der unbekannten Alltagshelden, wie der 81-jährige Pio Leyva aus Havanna, genannt »Il mentiroso«. Vor Jahren gestand er, aus dem Lügen sein Leben gemacht zu haben. Er unterhielt die Leute mit Geschichten wie: »Ich sah eine singende Ziege, sah einen seiltanzenden Truthahn, sah ein Kalb mit Elefantenrüssel ...«, und schließlich gestand er auch: »Doch nie traf ich einen Sänger, der mehr log als ich.«

D. H. Kubanisch, faktisch, gut. Aber jetzt mal einen Lügen-Star!

R. W. Hm – Cagliostro?

D. H. Ach näää. Ich finde, der hat es übertrieben. Ein richtiger Weltklasse-Hochstapler darf die Lügerei nicht inflationieren, er muss wissen, wann Schluss ist.

R. W. Sie sind wirklich mäkelig. Cagliostro war der »König der Lügner«. Schon als Jugendlicher hat er die Liebesbriefe seiner Schwester gefälscht. Er ließ sie sich kostbare Geschenke wünschen, um diese dann selbst einzustecken. Später behauptete er, seine schöne junge Frau Serafina sei sechzig Jahre alt und verdanke ihre Jugend seinen Schönheitsmitteln.

D. H. Diese Lüge kann ich nicht mehr hören: Dieses Mittel hilft gegen Krähenfüße, jenes gegen Lippenfältchen, und von diesem Nikotin-Shampoo wachsen Haare auf jeder Glatze.

R. W. Seien Sie nicht so dickköpfig: Cagliostro wurde in ganz Europa wie ein Messias gefeiert. Wo er auch hinkam, heilte er Kranke mit seinen »magischen Händen«, mit seinen »magnetischen Augen«. Die Sammlung von Krücken, die Lahme bei ihm zurückgelassen hatten, war legendär. Sein »ägyptischer Wein«, sein »Universal-Elixier« und sein »Saturn-Extrakt« waren Bestseller.

D. H. Ja, ja. Weiß ich alles. Halsband-Affäre usw. Auch mit Toten hat er geredet, jede Menge falsche Geister angelockt, was Goethe und Schiller zu Romanen und Novellen inspiriert hat. Schillers »Der Geisterseher« ist aber keines seiner Glanzstücke: »Der Beschwörer war entkleidet [...] um den bloßen Hals trug er ein Amulett an einer Kette von Menschenhaaren, um die Lenden hatte er eine weiße Schürze geschlagen, die mit geheimen Chiffren und symbolischen Figuren bezeichnet war.« Schiller hat sich später selbst von diesem atmosphärischen Mist distanziert. Am 6.März 1788 schreibt er an seinen Freund Körner: »Dem verfluchten Geisterseher kann ich bis

diese Stunde kein Interesse abgewinnen, welcher Dämon hat ihn mir eingegeben!« Willemsen, Cagliostro kann ich nicht als Ihren Lieblings-Hochstapler akzeptieren! Nennen Sie mir einen besseren.

R. W. Na gut. Gegen den hier werden selbst Sie nichts einzuwenden haben: Kaiser Norton I.

D. H. Stattgegeben! Ich dachte schon, Sie kommen jetzt mit Wilhelm Voigt oder sonst einem Langweiler.

R. W. Wilhelm Voigt ist doch kein Langweiler! Der Mann ist »Der Hauptmann von Köpenick«.

D. H. Ja, er hat ein paar saublöde preußische Soldaten aufs Kreuz gelegt, na und?

R. W. Er hat der Kaiserzeit ihre Autoritätsgläubigkeit wie einen Spiegel vorgehalten, die Bevölkerung hat ihn geliebt! Der Kaiser selbst hat ihn nach zwanzig Monaten Haft begnadigt, so groß war seine Begeisterung über Voigts Streich. Nach seiner Haft war er ein Star. Varietés in ganz Europa haben sich um ihn gerissen, und er musste nichts anderes tun, als in Uniform aufzutreten und Kommandos zu murmeln. Voigt hatte Autogrammkarten mit seinem Konterfei und hat sogar eine Platte aufgenommen. Er hatte einen Ghostwriter, der seine Geschichte aufgeschrieben hat. Von mehr als hundert Frauen hat er Heiratsanträge bekommen! Und er musste sich nicht mit der Weltgeschichte der Lüge abrackern.

D. H. Ja, ja, ist ja gut. Ich ziehe den Hut vor Wilhelm Voigt und vor Ihrem Hochstapler-Geschmack. Aber wenden wir uns jetzt lieber Kaiser Norton I. zu. Großartiger Mann!

R. W. Und wie! Ernennt sich selbst zum Kaiser der Vereinigten Staaten.

D. H. Ab dem 17.September 1859, 21 Jahre lang, war er unangefochtener Herrscher über Amerika.

R. W. Nun ja, der Kongress weigerte sich stur, seine Herrschaft anzuerkennen. Er löste sich nicht auf, wie vom Kaiser befohlen, obwohl des Kaisers Argumentation durchaus logisch war: Durch seine Ernennung sei der Kongress als zweite gesetzgebende Gewalt letztlich überflüssig geworden.

D. H. Argumente lassen sich finden.

R. W. Trotz dieser Querelen blieb dem Kaiser immer Zeit, sich um sein Volk zu kümmern. Jeden Sonntag ging er in eine andere Kirche, damit keine Konfession durch seine Anwesenheit bevorzugt würde.

D. H. Richtig wütend konnte er werden, wenn man es an Respekt gegenüber seinem Regierungssitz fehlen ließ. Die laxe Bezeichnung »Frisco« war ihm ein derartiger Dorn im Auge, dass er im Jahr 1872 folgenden Erlass formulierte: »Jeder, der nach dieser ausdrücklichen Warnung, bei der Benutzung des fürchterlichen Begriffs Frisco, welcher keine sprachliche oder sonstige Bedeutung hat, ertappt wird,

wird groben Fehlverhaltens schuldig gehalten werden und hat dem Kaiserlichen Schatzamt zur Strafe eine Summe von fünfundzwanzig Dollar zu entrichten!«

R. W. Ein Sprachpfleger war er, mein Lieblingshochstapler!

D. H. Sind Sie Cagliostro etwa untreu geworden?

R. W. Ein Held war er auch: Während der antichinesischen Unruhen in den 1860 ern und 1870 ern beging er seine berühmteste Tat. Er stellte sich zwischen den Mob und die angegriffenen Chinesen und murmelte geneigten Hauptes so lange das Vaterunser, bis der Mob sich zerstreute.

D. H. Ja, der Frieden seiner Stadt und seines Landes lag Kaiser Norton I. sehr am Herzen. Als 1861 der amerikanische Bürgerkrieg ausbrach, rief er Abraham Lincoln und Jefferson Davis zu sich, um zu vermitteln. Als keiner der beiden auftauchte, befahl der Kaiser seinen Untertanen schlicht, die Feindseligkeiten einzustellen.

R. W. Kein Wunder, dass sein Volk ihn liebte. Kein Theater hätte es sich erlaubt, eine Premiere zu feiern, ohne dem Kaiser und seinen beiden Hunden Lazarus und Bummer einen Platz in der Loge zu reservieren.

D. H. Als Kaiser Norton I. seinen Hund Lazarus durch einen Unfall mit einem Feuerwehrwagen verlor, gab es eine Periode der Staatstrauer. Als Bummer diesem einige Jahre später in die ewigen Jagdgründe

folgte, entwarf Mark Twain für ihn die Grabinschrift: »Voll an Jahren und Ehre und Krankheit und Flöhen gestorben.«

R. W. Am 8.Januar 1880 starb Kaiser Norton I. Zehntausende Bürger gingen an seinem Sarg vorbei, er wurde mit allen Ehren bestattet.

D. H. Es gab eine Flut von Nachrufen, einen erlaube ich mir im Gedenken an den ersten und einzigen Kaiser der Vereinigten Staaten an dieser Stelle zu zitieren: »Kaiser Norton hat niemanden umgebracht, niemanden beraubt und niemanden aus seiner Heimat vertrieben. Das ist mehr, als man von den meisten Leuten in seiner Branche sagen kann.«

R. W. And he did not have a sexual affair with that woman, und wenn, hätte er es zugegeben.

D. H. Ganz im Gegensatz zu Frank William Abagnale, der seine brillanten Hochstaplerfähigkeiten gerne und sehr erfolgreich für charmantes Lügen einsetzte und meines Wissens auch nicht immer bereit war, es zuzugeben.

R. W. Stimmt das auch? Oder denken Sie an »Catch me if you can«, die Hollywood-Version von Abagnales Leben, in der schöne Frauen natürlich nicht fehlen dürfen? Schon weil Leonardo di Caprio sonst unvollständig wirken würde?

D. H. Sehr ehrenhaft, Ihre Präzision. Aber ich kann Hollywood-Drehbücher sehr wohl von realen Lebensgeschichten unterscheiden.

Abagnale, nicht di Caprio, war ein begnadeter Hochstapler, ein kommunikatives Chamäleon. Er hatte einen untrüglichen Instinkt dafür, wie sein Gegenüber zu überzeugen sein würde. Für jemanden, der sich jahrelang als Arzt, Pilot oder Rechtsanwalt ausgibt, der bei seiner Auslieferung aus einem Flugzeug und während einer Haftstrafe bei einem Freigang entkommt, ist es eine Kleinigkeit, wahlweise den sensiblen Intellektuellen, den romantischer Liebhaber oder den braven Schwiegersohn zu geben. Und wie Sie ja wissen, schreibt man mit Lügen die besten Liebesgeschichten.

R. W. Aber stellt nicht unbedingt die besten Diagnosen. Als Frank Abagnale Oberarzt einer Abteilung für Pädiatrie in einem Krankenhaus in Georgia war, wäre beinah ein Baby gestorben, weil er einen Fachterminus nicht kannte.

D. H. Ich wollte es schon die ganze Zeit loswerden, aber man kommt ja kaum zu Wort: Je wichtiger die Funktion, je größer die Macht, desto schwerer wiegt eine Unwahrheit. Die wenigsten Mächtigen machen sich klar, welch weite Kreise ihre Lügen ziehen. Lügt man sich als Präsident aus einem Blowjob heraus, vergisst vielleicht ein ganzer Staat seine Liebe zur Demokratie, und ein Taxifahrer ohne Taxischein ist ein Witz im Vergleich zu einem Arzt ohne Approbation.

R. W. Sie haben recht.

D. H. Aber?

R. W. Kein Aber. Mir fiel nur gerade ein, dass es einen Arzt gab, der ohne Approbation über sich hinauswuchs: Ferdinand Waldo Demara Jr. Er war Marinearzt während des Koreakrieges. Vorher war er schon Hilfssheriff, Jurist, Kinderarzt, Krankenpfleger, Psychologieprofessor, Zeitungsverleger, Krebsforscher und Lehrer für Naturwissenschaften (seine Schüler erinnern sich gerne an ihn). Aber 1951 auf dem Zerstörer Cayuga wurde es ernst: Er musste operieren. Die Überraschung war: Er konnte es! Schwitzend und fluchend rettete er eine ganze Nacht seinen Patienten das Leben. Sogar eine Lungenresektion gelang ihm, die medizinische Fachzeitschrift gewissermaßen als Spickzettel neben dem OP-Tisch.

R. W. Richtig, ich erinnere mich. Aber diese Heldentat brachte ihn letztendlich zu Fall, nicht wahr? »Der Wunderdoktor« wurde zum Helden stilisiert, »Live« brachte eine Enthüllungsstory. Danach war Demara so berühmt, dass er nicht mehr hochstapeln konnte, darüber ist er depressiv geworden.

R. W. Da erging es Frank Abagnale besser: Heute ist er ein ehrenwerter Geschäftsmann, berät als einer der weltweit erfahrensten Betrugsspezialisten große Unternehmen in den USA.

D. H. Stimmt, auch für das FBI war er tätig. Ich kann Ihnen allerdings nicht sagen, ob er auch in seinem Liebesleben ehrlich und seriös geworden ist.

R. W. Auf jeden Fall ist er ein Vorbild: Im Mai 2007 wurde in London ein 16-jähriger Junge angeklagt. Seit seinem 13. Geburtstag

erschwindelte er sich fast 370 000 Euro, indem er nichtexistente Waren – vom Plasmafernseher bis zum Staubsauger – und Dienstleistungen – von der Model-Vermittlung bis zur Eheanbahnung – über das Internet verkaufte. Emsig stapfte er in Abagnales Fußstapfen, angetan mit einem Designeranzug, die Limousine auf Abruf, das Champagnerglas lässig in der Hand.

D. H. Dass es für 13-jährige überhaupt Designer-Anzüge gibt – erstaunlich! Ist dem Kleinen denn niemand auf die Schliche gekommen?

R. W. Wenn sich ein Kunde beschwert hat, was selten genug vorkam, wurde er kalt lächelnd darauf hingewiesen, dass man mit 13 zwar passende Designeranzüge finden kann, aber noch nicht strafmündig ist.

D. H. Langsam gewinne ich den Eindruck, dass die Erfindung des gut sitzenden Anzugs die Hochstapelei überhaupt erst ermöglich hat. Graf Lustig war stets tadellos gekleidet, ebenso Ferguson, der Schotte ...

R. W. Eigentlich wenig authentisch für einen Schotten.

D. H. Das sind doch alles Vorurteile! Auch James Addison Reavis hatte eine Riesenkollektion maßgeschneiderter Anzüge und Wilhelm Voigt immerhin seine dämliche Uniform.

R. W. Nur Potemkin zeigte sich, wie Gott ihn geschaffen hat. Schon daran hätten Sie erkennen können, dass er ein ehrlicher Mann ist.

D. H. Was sagten Sie? Irgendwie hörte ich gerade schlecht, Ihr letzter Satz muss mir entgangen sein ... Der Anzug ist dem Hochstapler offenbar unverzichtbar. Ihrer sitzt auch nicht schlecht, wenn ich mir die Bemerkung gestatten darf ...

R. W. Also wirklich! Dieser Anzug ist nichts als ein Zeichen meines Respekts Ihnen gegenüber. Psalmanazar und Louis de Rougemont sind übrigens Gegenbeispiele Ihrer hübschen These.

D. H. »Wer lügen will, soll von fernen Ländern oder alten Zeiten lügen, so kann man ihn nicht nachfragen«, sagten schon die Brüder Grimm. Und muss keine Unsummen für einen Anzug ausgeben, füge ich hinzu. Ob die Anzüge der Grund dafür sind, dass es so wenig Frauen unter den Hochstaplern gibt? Es gibt in der weiblichen Mode in Punkto Seriosität einfach kein Äquivalent.

R. W. Seriosität ist beim weiblichen Hochstapeln nicht das Zauberwort. Vielmehr: Glamour, Fantasie, Exotik. Vergessen Sie die grauen Herren in ihren Anzügen und halten Sie nach bunten Paradiesvögeln Ausschau, und schon werden sie sich Ihnen zeigen, die hochstapelnden Damen.

D. H. Hm, ich verhalte mich anweisungsgemäß und kann sie nicht entdecken. Hochstaplerinnen scheinen scheu zu sein. Oder selten.

R. W. Dann will ich sie für Sie hervorziehen, aus dem Dickicht der Weltgeschichte der Lüge, will ihr Schattendasein beenden und ihnen den Auftritt verschaffen, den sie verdienen: Spot an für »La Grande Thérèse«!

D. H. Äh, ja?

R. W. Sie kennen sie nicht? Hildebrandt, eine so gewaltige Bildungslücke bei Ihnen, dem größten Fachmann auf dem Gebiet der Hochstapelei!

D. H. Das klingt irgendwie unseriös, so wie Sie das sagen.

R. W. Keine Zeit für Empfindlichkeiten. Hören Sie zu und erweitern Sie ihren Horizont:

Thérèse Humbert war nicht reich, nicht gebildet, nicht einmal schön, aber gesegnet mit einer uferlosen Fantasie und einem unwiderstehlichen Lispeln. Als einfaches Mädchen vom Land schaffte sie es Ende des 19. Jahrhunderts an die Spitze der Pariser Gesellschaft. Sie erschwindelte Fantasieschlösser, erfand ein Erbe von hundert Millionen Francs und immer neue Gründe, warum es nicht ausgezahlt werden konnte. Bankiers und Financiers rissen sich darum, ihr Kredit zu gewähren. Staatspräsidenten, Premierminister, Erzbischöfe, Botschafter, Herzöge und Diplomaten tummelten sich auf ihren Festen und Empfängen. Ihre Gästelisten waren so glamourös, dass sie in den Morgenausgaben der Zeitungen veröffentlich wurden. Ihre Hüte, kronenartig und beladen mit

künstlichen Früchten und Vogelnestern, waren Stadtgespräch in Paris.

D. H. Ah, die farbenfrohe Maskerade des weiblichen Hochstaplers.

R. W. Genau. In einem einzigen Jahr bestellte sie für fast 130 000 Francs Garderobe bei Pariser Nobelschneidern. Die besten Juweliere der Stadt überließen ihr so viele Diamanten, Smaragde und Saphire zu Ansicht, dass sie darin hätte baden können, wie Dagobert Duck in seinen Dukaten.

D. H. Ja, sie nimmt Gestalt an, die Hochstaplerin. Schillernd wie ein Pfau steht sie neben den geschäftigen Herren mit ihren Scheckheften.

R. W. Schon als Kind liebte Thérèse die Verstellung. Eine Anekdote berichtet, wie sie in Gesellschaft aufgefordert wurde, ihr legendäres Klavierspiel vorzuführen. Thérèse, deren Fingerfertigkeit eben für den »Flohwalzer« reichte, ziert sich. Zu schüchtern sei sie für den großen Auftritt und könne allenfalls abseits vom Publikum ihr Talent demonstrieren. Verlegen zog sie sich ins Nebenzimmer zurück, wo ein befreundeter Musiker versteckt war und die brillantesten Stücke zum Besten gab. Die Gesellschaft war begeistert von der bescheidenen Pianistin.

D. H. Was ist aus ihr geworden?

R. W. Ihre Luftschlösser wurden zu monströs, zu gigantisch ihre Lügengebäude. Irgendwann war der Druck der Gläubiger so groß, dass man ihren legendären Safe, in dem sich angeblich die Milliarden ihres Vermögens befanden, mit Gewalt öffnete.

D. H. Und?

R. W. Der Safe enthielt nichts weiter als eine alte Zeitung, eine italienische Münze und einen Hosenknopf. Der Spott war gnadenlos. Auf den Straßen wurde mechanisches Spielzeug verkauft, das La Grande Thérèse zeigte, wie sie vor Polizisten flüchtete, und die Kabaretts führten Stücke auf mit Titeln wie »Die Erbschaft der Scharlatane« und »Die Mysterien eines Tresors«. La Grande Thérèse wurde zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Danach verliert sich ihre Spur. Niemand weiß, was nach ihrer Entlassung aus ihr geworden ist.

D. H. Letztendlich keine sehr erfolgreiche Hochstapler-Karriere. Haben Sie eine Frau im Repertoire, die es weiter gebracht hat? Und jetzt kommen Sie bitte nicht wieder mit dem Chevalier D'Eon um die Ecke.

R. W. Ich finde nicht, dass man die Hochstapler nur nach dem Ende ihrer Karriere beurteilen kann. Sind Sie vielleicht so kritisch, weil Ihnen La Grande Thérèse bislang unbekannt war?

D. H. Pf!

R. W. Aber, um Ihre Frage zu beantworten: Ja, ich habe noch eine weitere Hochstaplerin: Carabu!

D. H. Die kenne ich! Klopfte im Jahr 1817 im südwestenglischen Gloucestershire ... kann es eigentlich sein, dass die Engländer besonders leichtgläubig sind? Haben Sie darüber Erkenntnisse?

R. W. Keine gesicherten. Aber Sie könnten recht haben, MacGregor, Psalmanazar, Rougemont und Ferguson legen es nahe.

D. H. Und Carabu! ... Klopft an die Tür eines Bauernhauses und fragt nach Unterkunft, in einer völlig unbekannten Sprache.

R. W. Erst ein weit gereister Portugiese kann sich mit ihr verständigen. Von ihm hören die Gastgeber Carabus Geschichte: Carabu ist die Tochter eines Fürsten des Landes »Javasu«. Sie lebte glücklich und zufrieden, bis Carabu von Piraten verschleppt und an einen Kapitän namens »Tappa Bu« verkauft wurde.

D. H. Zum Glück sind die Einwohner von Javasu ausgezeichnete Schwimmer. Carabu konnte von Bord des Schiffes fliehen und an Land schwimmen. Nur ihrem schönen Kleid und ihrem golddurchwirkten Schal war die Flucht nicht bekommen. Sie waren nass und unansehnlich geworden, so dass Carabu sie gegen englische Kleider austauschen musste.

R. W. Carabus Gastgeber wurden in den folgenden Wochen mit einem wahren Exotik-Spektakel beglückt: Carabu schneiderte

farbenprächtige Gewänder, kochte köstliche Gerichte, tanzte graziös nie gesehene Tänze. Auf Bitten zeichnete sie die Buchstaben ihrer Sprache auf, auch Zahlen: 1 heißt in Javasu »ihs«, 5 heißt »sennih«, 10 ist »taschman« und 15 »fissmen«.

D. H. Von weither reisten die Menschen an, um die rätselhafte Fremde zu sehen. Aber genau wie dem Arzt Demara wurde Carabu der Rummel zum Verhängnis. Zeitungen berichteten, und sie wurde von einer ehemaligen Zimmerwirtin erkannt. Carabu brach zusammen und gestand in feinstem Englisch, Mary Baker zu heißen und die Insel niemals verlassen zu haben.

R. W. Aber jetzt wollen wir nicht das Ende dieser Hochstaplerkarriere unterschlagen, lieber Hildebrandt: Ihre Popularität war ungebrochen. Nun kamen die Menschen nicht mehr, um die exotische Fremde zu bestaunen, sondern weil sie die raffinierte Hochstaplerin sehen wollten, die eine eigene Sprache und Schrift erfunden und alle an der Nase herumgeführt hatte. Noch jahrelang lebte Mary Baker davon, sich im Originalkostüm der Carabu selbst auszustellen. Für ein Eintrittsgeld von einem Schilling pro Kopf.

D. H. »Der felsenfesten Wahrheit bringt der Mensch Verehrung nicht entgegen: wohl aber einer schönen Lüge.« – Gilbert Keith Chesterton. Aber es sind doch vergleichsweise wenige Frauen, die sich der edlen Kunst der Hochstapelei verschreiben, oder was meinen Sie?

R. W. Da haben Sie recht. Ein wahrer Jammer. Ein Verlust.

D. H. Vielleicht ist es doch richtig: Männer lügen zur Selbstdarstellung, Frauen damit sich das Gegenüber besser fühlt. Hochstapelei versus Orgasmuslüge.

R. W. Es gibt in der Tat Untersuchungen, die belegen, dass Frauen stärker dazu neigen, die Wirklichkeit zu akzeptieren als Männer und deswegen zwanzig Prozent weniger lügen. Dafür aber lügen sie umso geschickter. Ich kann Ihnen auch mit den unterschiedlichen Lieblingslügen von Frauen und Männern dienen, wenn Sie mögen.

D. H. Willemsen, der Spezialist für Frauen und Frauenartige! Also los: Männer lügen sicher am liebsten ihre Dialogpartner an, wenn sie sie mit ihren Kenntnissen des weiblichen Geschlechts beeindrucken wollen?

R. W. Die Hitliste männlicher Lieblingslügen wird angeführt vom »Auto«, dicht gefolgt vom »Job«, am dritthäufigsten lügen Männer über ihre »Freizeit« und am vierthäufigsten über »Partnerschaft«. Frauen hingegen lügen am meisten bei dem Thema »Gewicht« ...

D. H. Nein!

R. W. Es ist nicht meine Schuld! Danach kommt »Alter« ...

D. H. O ja, das weite Feld der Kalender-Retuschen zwischen Wilhelmine Lübke, Zsa Zsa Gabor und Nina Ruge.

R. W. Ich bin schon froh, wenn eine Frau *ein* Alter hat und nicht eines pro Körperteil.

D. H. Und zum hundertjährigen Hals die Jungmädchenbrust. Der Mensch wird zur Collage. Und so verfällt er auch. Die modernen Brüste etwa überleben den Schädel um 500 000 Jahre.

R. W. Auf Position drei der häufigsten Lügen kommt bei Frauen »Partnerschaft« und auf Position vier »Konsum«.

D. H. Behaupten sie dann, weniger zu konsumieren, als sie tatsächlich tun, oder machen sie aus einem H&M-Kleidchen eine Gucci-Robe?

R. W. Sie wissen doch, wie das mit Statistik ist: Mit Sinn anfüllen dürfen wir sie selbst. Mir ist eben noch eine sehr poetische weibliche Lügengeschichte eingefallen, die sich nicht aus diesen vier profanen Lieblingslügen speist. Angelica Carrington hat sie ersonnen.

D. H. Das war die kleine Elfenflüsterin aus England, die die scheuen Wesen nicht nur sehen, sondern sogar fotografieren konnte, nicht wahr?

R. W. Genau! Im Jahr 1907 verblüffte sie die Welt mit Fotografien, auf denen sie und eine Freundin mit filigranen Wesen zu sehen waren. Die Feinstofflichen schienen sie zu unterweisen. Grazil umtanzten sie die Mädchen oder saßen in Augenhöhe auf Zweigen, die transparenten Flügel vertrauensvoll zusammengelegt.

D. H. Für Arthur Conan Doyle, die große Spürnase, waren die Bilder der Beweis für die Existenz von Elfen. Er parlierte vor ausverkauften Sälen über ihre Bedeutung, und J. M. Barrie erklärte, er habe einige der abgelichteten Elfen selbst schon des Öfteren getroffen.

R. W. Aber, leider, leider, war es eben doch nichts anderes als eine schöne und fantastische Lügengeschichte. Die Mädchen hatten kleine selbst gezeichnete Bilder von Elfen anmutig um sich herumgruppiert und sich so im Walde fotografiert. Und auf einen Beweis für die Existenz von Elfen warten wir bis heute, auch wenn in Island über neunzig Prozent aller Menschen an Elfen glauben und sie eine eigene Behörde beschäftigen.

D. H. Aber uns bleiben nur die Poesie, der Traum und die Lüge, in denen wir den Elfen begegnen können. Schöne Geschichte!

R. W. Eine beachtliche Hochstaplerparade, die wir da formiert haben. Haben wir jemanden unerwähnt gelassen?

D. H. Tausende! Bedenken Sie, dass der beste Hochstapler nie als solcher erkannt wird. Wer weiß, ob der freundliche Bademeister überhaupt schwimmen kann, oder ob die Geschäftsführer eines Literaturfestivals vielleicht gar nicht lesen können?

R. W. Sie machen unser Publikum ganz konfus. Sehen Sie nicht, wie verunsichert die Dame in der ersten Reihe ist? Es wird noch so weit kommen, dass diese armen Menschen niemandem mehr trauen und wo sie gehen und stehen Lug und Trug vermuten.

D. H. Ein bisschen Misstrauen ist durchaus angebracht. Seien Sie nicht naiv. Sie glauben doch wohl hoffentlich nicht wirklich: »Eine Rose ist eine Rose ist eine Rose.«

R. W. Eine Rose ist eine Papierrose, Krepprose, Seifenrose, Seidenrose, eine Zuchtrose, eine gentechnisch veränderte, geklonte Rose, eine mit naturidentischem Aroma besprühte Rose, ist eine Plastikrose.

D. H. Echt?

R. W. Sehen Sie! Dass so viel gelogen und gefälscht wird, das erkennt man daran, dass alle »echt« sagen.

D. H. Sie meinen: Der Sonnenuntergang ist eine Montage, eine Animation, eine holographische Illusion, eine Bildtapete? Sie meinen, selbst im Original erinnert er Sie bereits an ein Fernsehzimmer?

R. W. Virtuelle Realität, Cyberspace, Morphing. Nie gehört, dass die Zukunft längst begonnen hat?

D. H. Täglich neu, ich weiß.

R. W. Wir sind dabei. Jeden Tag dämmert irgendwo ein neues Zeitalter. Auf einer tiefgefrorenen Hähnchenbrust las ich neulich den Hinweis: »Mit natürlichem Knochen.« Ungelogen. Das wird für die geschrieben, die das Huhn für eine Molluske hielten, oder im Vorgriff

auf eine Zeit, in der die Hühnchen ohne Knochen zur Welt kommen werden.

D. H. Wenn es so weit ist, werden die Knochen in das Fleisch gelogen, und wir stehen davor und fragen: Echt?

R. W. Sehen Sie doch nur unsere ruhmversessene Zeit. Ein Star ist doch letztlich auch nichts anderes als so ein synthetisches Kunsthuhn. Ein »Simulacrum«, eine Anleihe, eine Kopie, ein Lookalike ...

D. H. ... ein Wiedergänger und Replikant, ein Double und Resultat medialer Kunstzeugung ... eine Lüge?

R. W. Seien wir nicht romantisch: Die Zeit der Realität ist vorbei, die der Realitäten tritt in ihre erste Blütezeit. Alles durchfühlt, alles bebildert und ein für alle Male in Teilnahmslosigkeit aufgelöst. Schon die letzten Großereignisse – der Golfkrieg, der 11.September, der Tod Dianas – sind durch Fälschungen und Übertreibung gesteigert, durch Lügen verfremdet worden.

D. H. Dann ist am Ende das einzige, wenigstens größtenteils nicht-simulierte Leben jenes, das der Betrachter mit sich selber führt ...

R. W. ... es sei denn, er lügt sich sein eigenes Double zurecht und tritt mit ihm in die Welt der Bilder ein, Wahrheit und Lüge in einer Person, beglaubigt durch ein dauerndes »Echt!«. Erschreckend.

D. H. Meine Rede. Am Ende hat dieser Mensch ein Verhältnis zu sich wie zum eigenen Passbild. Vor dem steht man auch immer und sagt: Das bin nicht ich. Aber nach den Hunderten von Lügen, die wir hier heute Abend zusammengetragen haben, sollte Sie das eigentlich nicht mehr überraschen. Wenn eine Erkenntnis feststeht und von uns nur immer weiter vertieft wurde, dann diese: Die Lüge ist überall.

R. W. Dann bleibt uns eigentlich nur noch übrig, unserem reizenden Publikum ein paar Kriterien an die Hand zu geben, mit denen man die Lüge erkennt, sozusagen jedem dieser 976 Menschen hier im Saal und der Leserschaft draußen einen eigenen kleinen Lügendetektor zu schenken.

D. H. Meiner schlägt gerade aus! 976 Menschen: übertriebene Genauigkeit, Illusion von Präzision. Ein alter Hochstaplertrick, um dem Gegenüber Vertrauenswürdigkeit zu suggerieren. Schon der englische Theologe John Lightfoot wusste das und schrieb: »Himmel und Erde und alles, was dazugehört, wurde vom dreifaltigen Gott zusammen und zur gleichen Zeit erschaffen am Sonntag, dem 21.Oktober 4004 vor Christus, 9 Uhr morgens.« Darauf falle ich nicht rein!

R. W. Wenn ich mich richtig erinnere ...

D. H. Zweifel an der eigenen Erinnerungsfähigkeit bekunden! Noch ein alter Hochstaplertrick, der Zweifel vorwegnehmen soll!

R. W. Oder ein Zeichen für nachlassende Gedächtnisleistung nach einem langen Dialog mit einem wendigen Gesprächspartner.

D. H. Versteckte Komplimente! Mein privater Lügendetektor schlägt wild nach allen Seiten aus!

R. W. Wenn ich mich richtig erinnere, gibt es auch verbale Signale: Der Lügner stottert, sagt »Äh«, wiederholt Sätze und Worte und verspricht sich.

D. H. Weil er parallel zum Sprechen damit beschäftigt ist, seine Lüge wasserdicht zu machen. Das gilt aber nur für durchschnittliche Redner. Bei einem Meister des Wortes kann man nicht darauf schließen, dass er die Wahrheit sagt, auch wenn er nicht stottert.

R. W. Implizite Komplimente!

D. H. Oje, Willemsen, wissen Sie, was gerade passiert?

R. W. Ich?

D. H. Schon wieder: Sinnlose Gegenfrage, um Zeit zu gewinnen. *(zum Publikum)* Ich fürchte, er lügt, wenn er den Mund aufmacht.

R. W. Und Sie? Sie lügen doch sogar, wenn ich den Mund aufmache.

D. H. O weh, Willemsen. Die Beschäftigung mit der Lüge hat uns misstrauisch gemacht. Hat unsere schöne Einheit zerstört. Ich

schiele bei jedem Ihrer Worte nach dem Wachstum Ihrer Nase, und Sie unterstellen mir, dass ich mit gespaltener Zunge rede. Das muss ein Ende haben.

R. W. Sie haben recht. Wir haben es wohl übertrieben. Ich sehe hinter Ihnen Cagliostro, Franz Tausend, die Maschine Karoline und ihren Erbauer. Sie flüstern mir zu: Vergiss uns nicht! Ehre unser Andenken und glaube niemandem! Wir müssen uns von diesen Geistern befreien, wenn wir nicht wahnsinnig werden wollen.

D. H. Wahnsinn, meinen Sie, als eine Form, Wahrheit und Lüge gar nicht mehr auseinanderhalten zu können?

R. W. Oder zu wollen.

D. H. Vielleicht sind ja Lügner eigentlich, verstehen Sie, im Kern, tief unten ...

R. W. ... tiefer, als ich je war ...

D. H. ... noch tiefer: Wahrheitssucher mit anderen Mitteln.

R. W. Was sind Sie nur für ein Dialektiker!

D. H. Nein, hören Sie! Ich meine in dem Sinn, in dem Steve Tesich seinen Helden sagen lässt: »Ich lüge nicht, weil ich Angst vor der Wahrheit habe, sondern eher aus dem verzweifelten Bemühen, mir den Glauben an ihre Existenz zu bewahren.«

R. W. Jetzt bin ich baff. Das war doch der letzte Joker auch in meinem Ärmel! Und der Gedanke geht weiter: »Wenn ich lüge, habe ich das Gefühl, mich vor der Wahrheit zu verstecken. Meine große Angst ist, sollte ich je aufhören, mich vor ihr zu verstecken, könnte ich entdecken, dass die Wahrheit gar nicht existiert.«

D. H. Mich schaudert.

R. W. Aus erkenntnistheoretischen Gründen?

D. H. Mich schaudert vor dem Ende der Lüge und der Wahrheit.

R. W. Und mich vor der Einigkeit mit Ihnen und dem Ende dieses Gesprächs.

D. H. Ja, lassen Sie uns hier und jetzt aufhören, ich denke, wir haben unseren Auftrag erfüllt.

R. W. Aber so viel Zeit muss sein: Hoch verehrtes Publikum. Glauben Sie mir bitte, dass Sie uns heute eine große, eine riesige Freude waren.

D. H. Sie waren aufmerksam, animiert und geistreich. Denken Sie bitte nicht, uns wäre verborgen geblieben, wie festlich Sie sich für diesen Anlass gekleidet haben. Auch dafür möchten wir uns herzlich bedanken.

R. W. Wir wissen, dass Sie alle heute auch etwas Sinnvolles hätten tun können.

D. H. Sie hätten ein wenig Gold herstellen können, eine Urkunde fälschen, ein paar selbst gemachte Artefakte vergraben oder ein langes Schaf züchten.

R. W. Sie hätten erfundene Länder bereisen oder Liebesbriefe fälschen können. Stattdessen haben Sie sich von uns die Wahrheit über die Lüge erzählen lassen.

D. H. Wir wissen, dass wir Ihnen einiges zugemutet haben: Wir haben Idole vom Sockel gestoßen, Ikonen die Schminke abgekratzt und Sie mit Misstrauen gegenüber der Liebe infiziert. Das war unverzeihlich.

R. W. Lüge.

D. H. Aber wenn Sie jetzt durch die liebliche, ungewöhnlich warme Märznacht nach Hause schlendern ...

R. W. ... wenn Sie den Arm um Ihre Liebste, Ihren Liebsten, legen, den Vögeln zuhören und das vorfrühlingshafte Lüftchen genießen ...

D. H. ... dann überlassen Sie sich einfach der Wahrheit des Augenblicks. Schauen Sie einander tief in die Augen ...

R. W. ... genießen Sie den abendlichen Spaziergang am Rhein. Eine laue Brise wird Sie empfangen und melodischer Vogelgesang.

D. H. Wenn es schön ist, ist es doch egal, ob es echt ist. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.

R. W. Und ich erst.

(*Nach etwa zehn Sekunden platzt in den Applaus das Geräusch prasselnden Regens, dann Donner.)*

Über Dieter Hildebrandt & Roger Willemsen

Roger Willemsen, geboren 1955, studierte Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte in Bonn, Florenz, München und Wien. 1991 kam er zum Fernsehen, wo er viele Jahre lang vor allem Interview- und Kultursendungen moderierte sowie Dokumentarfilme produzierte. Er führte über zweitausend Interviews und drehte zahlreiche Künstler-Porträts. Seine Bücher, darunter die Bestseller »Deutschlandreise«, »Gute Tage« und »Afghanische Reise« erscheinen im S. Fischer Verlag und Fischer Taschenbuch Verlag.

Impressum

Covergestaltung: Hißmann & Heilmann, Hamburg
Coverabbildung: Mathias Bothor / photoselection
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main, 2007

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Aus technischen Gründen ist das E-Book in zwei Teilen gespeichert und mit einer Zwischenüberschrift im Inhaltsverzeichnis versehen worden.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-10-400040-4

Abonnieren Sie **Ihren persönlichen Newsletter** der Fischer Verlage

Ihre Vorteile:

Wir informieren Sie jederzeit über

- unsere Neuerscheinungen
- Lesungen und Veranstaltungen in Ihrer Nähe
- Neuigkeiten von unseren Autorinnen und Autoren
- Gewinnspiele u. v. m.

Unter allen Neu-Abonnenten verlosen wir monatlich ein Buchpaket

Melden Sie sich jetzt online an auf
www.fischerverlage.de/newsletter

LOVELYBOOKS

Wie hat Ihnen das Buch ›»Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort!«‹ gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre Meinung** zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen von anderen Lesern



© aboutbooks GmbH
Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).
Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.